DIE MODERNE LITTERATUR
in biographischen Einzel-Darstellungen.
III.

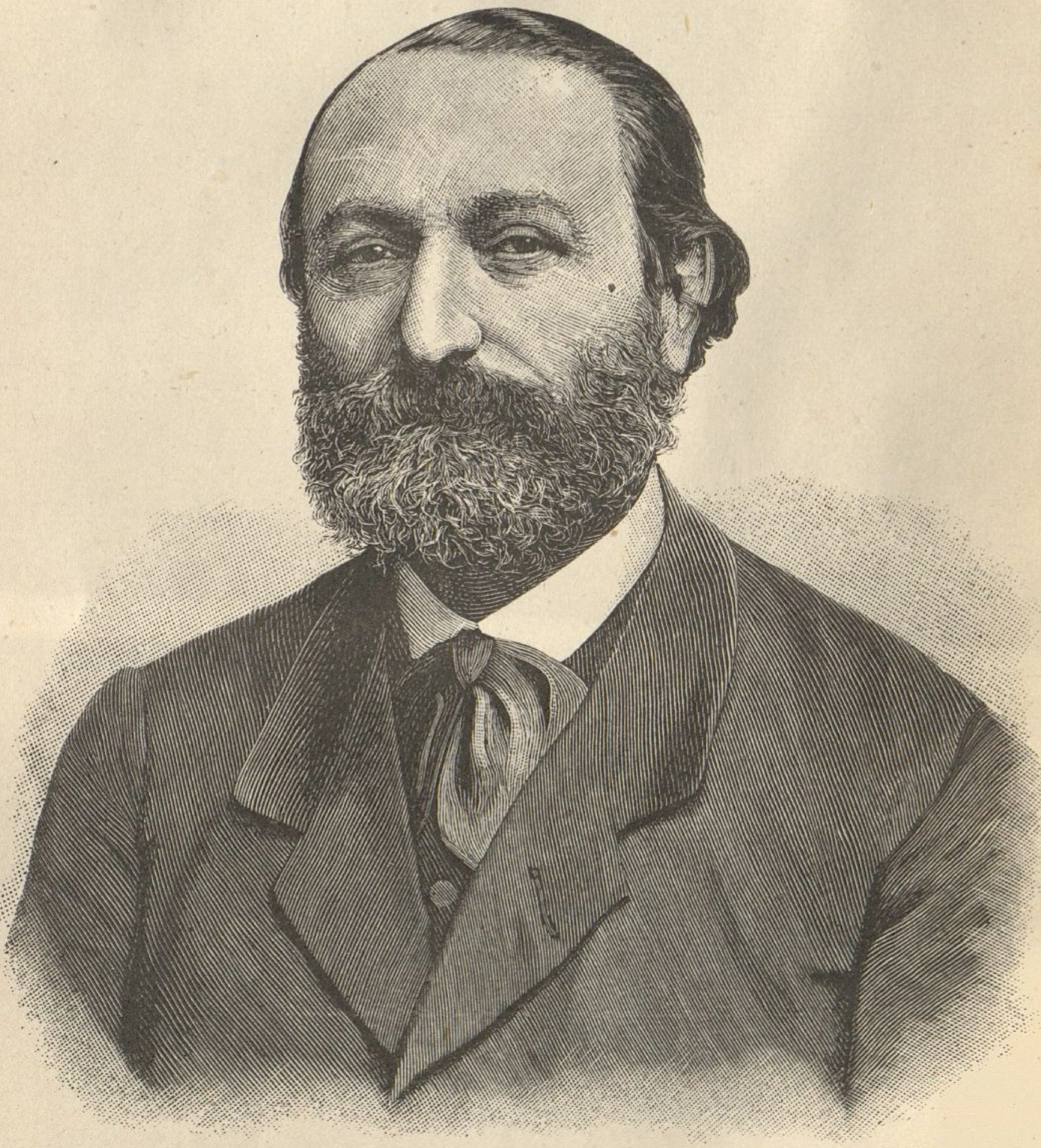
Adolf Glaser.

Von

Oskar Linke.

Mit Glaser's Porträt.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.



Adolf Glaser

Adolf Glaser.

Von

Oskar Linke.

Mit Glaser's Porträt.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

I.

„Die eigentliche, die echte Poesie beginnt erst mit dem Verse", mag letzterer nun auf einem eigenthümlichen, psychologisch noch unerklärten Rhythmus beruhen, wie der Hexameter der Hellenen, der Stabreim der Germanen, oder durch Assonanz und Reim eine besondere Klangwirkung erzielen, wie ihn die tägliche Sprache des Lebens nicht bietet. Zu dieser Ansicht kommt sogar Spielhagen, der gefeierte Romanschreiber, bei einer Betrachtung der paar gebliebenen und bleibenden Literaturdenkmäler der Völker. Und wenn er nicht einmal versucht, bei dieser Gelegenheit für sich und seine Kunst eine Lanze zu brechen, so wird die Sache wohl ihre Richtigkeit haben.

Und so sollten denn am Ende die Prosakunstwerke, zumal unserer Zeit, gar keinen ästhetischen Wert besitzen, von Langeweile-gequälten Menschen nur genossen, wie man sein Bier trinkt, Cigarren raucht oder einem zungenfertigen Aufschneider mit stummem Wohlbehagen zuhört? Diesem betrüblichen Schlusse können wir bequem aus dem Wege gehen, wenn wir auch diese Sache in dem Lichte des Darwin'schen Entwickelungsgesetzes betrachten. Wie der homo rapiens selber, so hat sich auch die ursprünglich so einfache Kunstform, als erhöhter Ausdruck von Freude und Leid, im Laufe der Jahrtausende differenziert: was bei diesem Prozesse an Altem, vielleicht

Schönerem, verloren ging, wurde ersetzt durch ein Neues, das eben neuen Bedürfnissen und Bedingungen entsprach. So ist es zu erklären, daß der Roman in diesem Jahrhundert gegenüber Epos und Lyrik zur Oberherrschaft gelangen konnte, so dünn auch sein rein poetischer Wert geworden ist. Und wiewohl Poetennamen, wie Uhland, Heine und Platen noch immer leuchten, während ihre zu gleicher Zeit viel mehr gelesenen „Halbbrüder" in der Kunst völlig Staub und Schatten geworden sind, was thut es — sub specie aeterni?

Ich glaube, es wäre kaum so ungerecht, wenn man den Roman gar nicht zur poetischen Literatur mehr rechnete, sondern als besonderes Kapitel der jeweiligen Sittengeschichte ansähe: Eugen Sue's „Ewiger Jude", der seiner Zeit eine ganze Welt in Bewegung setzte, darf darum heute nicht über die Schulter angesehen werden, weil sein ästhetischer Wert unter Null ist — er ist eben nicht für Gottschall oder Julian Schmidt vorhanden, sondern für Sybel oder Gervinus!

Man kann heute den Roman als solchen am besten mit den edelsten Erzeugnissen des modernen Kunstgewerbes auf eine Stufe stellen — ja, kunstgewerbliche Erzeugnisse, man mißverstehe mich nicht! Unter diesen Gesichtspunkt fallen doch auch die meisten gerühmten Schlachtenbilder und Bildnisse allerhöchster Herren. Und was sie an geringerem, reinem ästhetischen Werte besitzen — wie z. B. A. von Werners illustrierter neuester Farbenleinewandbogen: „Die Eröffnung des Reichstages im Jahre 1888" gegenüber einer „Dichtung" wie Böcklins „Todteninsel" — das holen sie reichlich wieder ein durch ihre sittengeschichtliche Bedeutung für die Nachwelt. Aus ihnen, und ebenso aus dem Riesenbücherkasten unserer modernen Romanliteratur, wird man Geist und Wesen unserer Zeit am besten

verstehen lernen, vorausgesetzt natürlich, daß unsere Enkel diese Mühe überhaupt für eine lohnende halten und nicht einmal auf ihrer Fahrt nach Atlantis den ganzen „Plunder der Vergangenheit" über Bord werfen . . . .

Ein Homer, Shakespeare, Goethe werden nicht alle Tage geboren: Die Vorstellung wäre ja auch zu furchtbar, zu naturwidrig für jeden „gebildeten Menschen", statt eines Goethe etwa „vierzig", also 1600 Bände — blos Goethes! — besitzen zu müssen! Aber daneben hat es gegeben, giebt es, wird und muß es immer solche edle Geister geben, von denen die bekannten Worte gelten, daß, wer den besten seiner Zeit genug gethan, auch genug gelebt habe.

Zu jenen vornehmen Geistern, die auf modernem Literaturgebiete in diesem Sinne gewirkt, ihr Leben „drangesetzt" und auch viele Wirkungen erreicht haben, oft freilich gleichsam unter der Hand und nur schärfsten Beobachtungsbrillen bemerkbar, gehört auch der Name, welchem die folgenden Blätter gewidmet sein sollen.

II.

In literarischen Kreisen als Herausgeber der Westermann'schen Monatshefte eine gewichtige, tonangebende Persönlichkeit, seit über dreißig Jahren durch Uebersetzungen aus dem Holländischen und eine stattliche Reihe eigener Prosawerke für Groß und Klein ein beliebter Erzähler geworden, hat A. Glaser es wohlverdient, daß weitere Kreise in besonderem Maße von Neuem auf ihn aufmerksam gemacht werden, um so mehr, als er vor Kurzem mit Herausgabe seiner gesammelten Schriften, einer weise gewählten Auswahl in zwölf Bänden, gewissermaßen den Abschluß seines schriftstellerischen Schaffens gemacht hat.

Wie fast alle modernen Schriftsteller — und das ist sehr kennzeichnend für die berufensten Pfleger der Kunstgattung des Romanes! — ist auch Glaser ursprünglich vom Verse ausgegangen; das heißt, er hat Gedichte geschrieben und Dramen in Versen veröffentlicht. Doch zeitig genug erkannte er, daß Reim und Rhythmus, die dem Verskünstler gleich dem bekannten „biceps" erst die rechte Schwungkraft geben, für ihn eine Art Fesseln wurden, zu eng, um jenen Gedanken freien Lauf zu lassen, die ihn und seine Zeit erfüllten.

Und dennoch will mir scheinen, kann man bedauern, daß Glaser nicht länger der lyrischen Muse treu geblieben ist. Ehe wir uns indessen diesen mit Unrecht vergessenen Gedichten und den gleichfalls beinahe verschollenen Jugenddramen zuwenden, dürfte es vielen erwünscht sein, ein

paar Einzelheiten über den äußeren Lebensgang des Schriftstellers und seine innere Entwickelungsgeschichte zu erhalten. Sein Leben ist äußerlich bürgerlich ruhevoll verlaufen. Da er uns nicht wie viele seiner schriftstellerischen Zeitgenossen in die Mysterien seines Lebens eingeweiht hat, so ist die Ausbeute an derartigen meist überflüssigen Waschzetteln sehr gering. Es liegt auch gar nicht in meiner Absicht, auf diesem Gebiete mit vielen papierfreundlichen Schriftstellern zu wetteifern. Der moderne Mensch und Schriftsteller nähert sich eben in dieser Beziehung dem sogenannten „gewöhnlichen“ Menschen: an Stelle poetischer Ungebundenheit, ewiger Schwindsucht des Geldbeutels, den die himmlischsten Verse nicht um ein Atomgewicht schwerer machen, ist der Ernst des Lebens, des struggle for live, getreten, die tägliche Pflichterfüllung, das „Pensum“ des geistigen Arbeiters, der keine Zeit hat zu poetischen Ausnahmelaunen, die zwar der Muse zu gute kommen, im übrigen nur zeitraubend sind. L'Homme machine — in diesem Punkt hat der französische Materialist Recht — ebenso, denke man dabei nur an die tägliche Lebensführung Zolas: hier wie bei seinen Kollegen, die es ernst mit sich nehmen, eigentlich nur ein idealisiertes Maschinenleben!

Um neben anderen täglichen Arbeiten eine mächtige Reihe von Prosabänden ans Licht zu fördern, dazu gehört heute immer eine nicht gering zu schätzende Portion Ausdauer, Fleiß, „eherner“ Fleiß! Typisch für die Auffassung des Schriftsteller-Arbeiters kann George Sand genannt werden, dieses „blanke Schwert in blanker Scheide“, wie Alfred Meißner meinte. Während Musset, ihr Reisegenosse, in Venedig sich einem völligen echten Bummelorgiasmus von früh bis spät ergab, arbeitete seine Herzensfreundin am frühen Morgen erst noch ein paar Stunden weiter — an einem Roman oder an Reisebildern, mit

derselben Gewissenhaftigkeit, als wenn es sich um das Hackeneinsetzen an einem wollenen Strumpfe handelte. Ja, auch der moderne Schriftsteller ist nichts weiter als ein „ouvrier“, wie Theophile Gautier einmal geistreich bemerkt, und der gleichfalls gelegentlich die zart abgerundeten Unterschiede zwischen écrivain und poete sehr feinsinnig und überzeugend durchgeführt hat.

Jede Zeit schafft sich eben ihr Werkzeug für ihre Ideale. Erst im üppigen Herauswachsen des Mannigfaltigen liegt das große Wunderrätsel des ursprünglich Einen, oder wie es in einem alten Buche etwas klarer, lieblich anschaulich, heißt: Wir sind alle Kinder eines lieben Vaters.

III.

Adolf Glaser ist am 15. Dezember 1829 zu Wiesbaden geboren. Der Vater, einer Familie entstammend, welche am ehemaligen kurfürstlichen Hofe zu Mainz durch Generationen in Amt und Würden war, sah sich trotz seiner Neigung zum Gelehrtenfache in Folge der Napoleonischen Staatsumwälzungen gezwungen, sich eine Apotheke in Rheinbaiern zu kaufen. Später siedelte er nach Wiesbaden, der Geburtsstadt der Mutter unseres Adolf Glaser, über. Die Mutter stammte aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie. Als nun die Zeit gekommen war, wo der Sohn sich auf eigene Füße stellen konnte, beschloß der Vater, ihn nach Mainz in das Geschäft seines Schwagers, eines Bruders der Mutter, zu geben. So kam der sechzehnjährige Adolf in die Kunstanstalt des Großkaufmanns Scholz zu Mainz. Er selber hatte freilich gewünscht, den Sprung vom Gymnasium zur Universität ohne solche Haltestelle zu machen; indessen vorerst mußte er sich dem väterlichen Sic volo, sic jubeo! beugen und sich in die Geheimnisse der Fabrikation von Schreibutensilien und ähnlichen für seine Zukunft immerhin symbolischen Dingen einweihen. Wir werden auch hier die allerweiseste Türkenmoral wieder erfüllt sehen, daß kein sterbliches Wesen gegen sein ihm einmal eingeborenes Schicksal zu kämpfen vermag.

Das Haus des Mainzer Patriziers Scholz bot dem hochstrebenden Jüngling zunächst reichlich Gelegenheit, sich mit der Welt und den Menschen vertraut zu machen, besonders ein Verständnis der damals modernen Zeitströmungen und Zukunftsbestrebungen zu bekommen. Und die Wogen der Politik gingen etwas hoch, beängstigend hoch, daß manche Fürstlichkeiten schon heimlich an Einpacken ihres Krönleins und ihrer Millionen dachten. Es war die Zeit, wo der Bischof von Trier durch Ausstellung des heiligen Rockes, dieser traurigsten aller Reliquienschwindeleien, jene leider im Sande verlaufene deutschkatholische Gegenbewegung unter Johannes Ronge ins Leben rief, während zur Erinnerung an diesen geistlichen Spaß nur das lustige noch heute gesungene Studentenlied von der frommen Freifrau „Vi=Va=Vischering" übrig geblieben ist. Dieselbe Zeit, wo der ehemalige Husarenoffizier — solche eignen sich für die höchsten Staatsämter wegen ihrer Unbefangenheit immer am besten! — Bischof Ketteler in Mainz gegen Freiheitsfreunde höchst schneidig auftrat, eine Zeit der Intoleranz, gegen die sich Werke, wie Gutzkows „Uriel Akosta" und Mosenthals „Deborah", richteten, deren eigentliche „Tendenz" heute kaum mehr verstanden wird, wenn sie auch immer noch bühnenwirksam sind.

Auf politischem Gebiete sah es nicht minder frisch und maiengrünlich aus. Zwei der ersten Streiter aus jener großen Tragikomödie, wie Scherr diese Zeit getauft hat, leben noch heute: Karl Braun=Wiesbaden und der bekannte Ludwig Bamberger aus Mainz. Gerade letzterer that sich in jener Zeit und Gegend besonders hervor und gelangte dann auf dem Umwege über Paris, wo er bekanntlich wirthschaftlich reussirte, in den Deutschen Reichstag.

Viele Männer von geistiger oder rednerischer Bedeutung verkehrten nun im Scholz'schen Hause. Da war jener Johannes Ronge zu Gast. Flüchtende Gelehrte — die Redegewaltigen wichen meistenteils energisch vor der Tyrannei! — hielten sich daselbst auf: So Moleschott und Roßmäßler, die ihrer Zeit vielgenannten Naturforscher. Der Dichter Duller, als Freund Freiligraths bekannt, wohnte sogar eine Zeitlang im Hause des freisinnigen Kaufmanns, dessen Name selbst heute bei den noch immer liberal angehauchten „Meenzern" in dankbarem Angedenken steht. Selbst die kleine Silhouette Berthold Auerbachs erschien einmal auf der Bildfläche.

Es war natürlich, daß, diese Persönlichkeiten in lebhaftem Gedankenaustausch mit dem Hausherrn reden zu hören, für den Jüngling von Gewinn sein mußte, daß sich seine Neigung zur Poesie in flammende Leidenschaft umwandelte. Damals sah er gewiß diese Männer von einem Heiligenscheine umgeben — ein Dichter, ein Künstler zu sein: o fangen da nicht eigentlich die Menschen erster Klasse an?

In Bezug auf Politik ist Glaser auch seinen Idealen in gewissem Sinne treu geblieben, er hat sich die jugendliche Frische zur Beurtheilung hierher gehöriger Fragen bewahrt. Anhänger des Reiches, dessen Aufbau ja den Traum der damaligen Jugend und auch der Männer bildete, hat er sich für die gegenwärtigen Zukunftsstrebungen des Volkes ein zartfühlendes Ohr bewahrt: kein starrer Stockkonservativer, voll abgelebter Dogmenformeln im leeren Hirn, kein liberaler Doktrinär, dem das „perfide Albion", dieses gelobte Land aller Pharisäer und Heuchler, noch immer ein Musterstaat heißt, verfolgt er mit Sympathie alle unsere Sozialreformen, vielleicht von dem Wunsche erfüllt, noch das Ende davon und das Wie

dieses Endes zu erleben. Denn er kennt auch den erweiterten Hexenspruch:

Blut ist ein ganz besonderer Saft,
Blut, Blut nur neue Menschen schafft!

Wie dem Sohne des Hauses, dem später als Komponist vortheilhaft bekannt gewordenen Bernhard Scholz, erging es auch seinem Vetter Adolf Glaser. Wohl hatte Glaser mehrfach größere Geschäftsreisen unternommen, zumal nach Holland: doch selbst der Anblick dieses prosaisch reinlichen Landes konnte seinen Geist nicht vom apollinischen Rauschnebel entnüchtern: aus der Raupe des Handlungsbeflissenen kam der Dichterschmetterling zum Durchbruch — wohlgemerkt, zunächst der Poet! Unter dem Decknamen Reinold Reimar veröffentlichte er ein paar Jambendramen, „Kriemhilde“ und „Penelope“. Glaubte er hiermit schon seine Visitenkarte beim deutschen Leserkreise abgegeben zu haben, so geschah die Veröffentlichung doch mehr in der Absicht, um vom gestrengen Herrn Papa die Mittel zur Erlösung aus dem Joche zu erlangen. Und der Vater, erweicht durch das Drängen des Sohnes sowie folgend den Ratschlägen seines Schwagers und Dullers — ein guter Dichter wird doch nie ein brauchbares Mitglied von Gott Hermes' bunter Gemeinde! — der Vater bewilligte denn endlich die nötigen Geldmittel, ohne welches nun einmal ein Student wie ein Fisch ohne Wasser ist. Glaser konnte sich in Berlin immatrikuliren lassen und hier nach Herzenslust philosophische und geschichtliche Vorlesungen hören, bis er der Weisheit so voll geworden, um als Dr. phil. diesen heiligen Hallen wieder den Rücken zu kehren. Inzwischen schrieb und dichtete er eifrig weiter und — und sah ein, daß sein Vater doch nicht ganz

Unrecht gehabt hatte. Die Kunst reichte nicht aus, um davon leben zu können, der alte Jungentraum, der immer neu sich wiederholt! Aber der Mensch muß Glück haben, und Glaser hatte es. Von befreundeter Seite wurde er gefragt, ob er bereit sei, mit dem berühmten Braunschweiger Verlagshause George Westermann in Verbindung zu treten. Westermann, dem Hamerling bei Gelegenheit des fünfundzwanzigjährigen Jubiläum der Westermannschen Monatshefte ein Denkmal gesetzt hat, unter anderem mit den Worten:

Heil ihm zuvor, der da der ersten einer,
Zur Zeit, als von der Bücher buntem Wust
Ratlos, verwirrt der Leser ab sich wandte,
Sich sagte: Da zu schwer dem Volke wird
Die Wahl des Guten in dem Wust des Neuen,
So lasset uns ersparen ihm die Wahl,
Indem wir ihm ein schon Gewähltes bieten,
Ein geistig Mahl, feinsinnig vorgekostet,
Auf blanken Silberschalen goldne Frucht,
Das war sein Ziel, sein Stolz und ihm gelang's!

Westermann berief Glaser zum Leiter dieser Illustrierten Monatshefte, der ersten deutschen, nach englischen und französischen Zeitschriften begründeten „Revue". Glaser ging denn im Jahre 1856 nach Braunschweig — der Pegasus hatte seine goldene Krippe gefunden — erst in den Siebziger Jahren ließ er sich dann dauernd in Berlin nieder, um von hier aus in altbewährter Umsicht die Zeitschrift zu leiten — sicherlich zum Vorteile derselben; macht sich doch der Herzschlag modernsten Lebens in Berlin am fühlbarsten, und muß doch eine Zeitschrift, wie die obige, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben, sich besonders vor provinzialen Einflüssen in Acht nehmen! Abgesehen von vielen Reisen durch Deutschland, Holland und wiederholtem Aufenthalte in Italien, das seit Goethe jedem feinfühlenden Deutschen ans Herz gewachsen ist, führte er nun

ein äußerst schaffensreiches und thätiges Leben. Glaser scheint eben trotz eines weichen Gemütes Nerven von Eisen zu haben: und es soll mich gar nicht wundern, wenn die Zeitungen am 15. Dezember 1929 Festleitartikel zum hundertjährigen Geburtstage eines noch lebenden Veteranen deutscher Literatur bringen.

Es giebt wohl nur wenige Literaten, mit denen Glaser nicht in Verbindung trat; und es giebt wohl kaum einen, der über ihn misgünstig spräche, höchstens von ein paar wackeren Menschen abgesehen, die den glücklichen Genossen um seine glänzende Stellung beneiden und sich gern auf seinen Stuhl setzen möchten. Jedoch ich glaube, dem jetzigen Verleger der hochangesehenen Zeitschrift, die noch immer in ihrer Eigenart unter ähnlichen Unternehmungen den ersten Rang einnimmt, wird es mit seinem Herausgeber ungefähr ebenso ergehen, wie seiner Zeit dem greisen Kaiser Wilhelm mit seinem Reichskanzler. Und, was für einen Zeitungsmenschen so urwichtig ist, man darf nicht vergessen, daß Glaser ein feines Verständnis besitzt für jenen sich *heimlich andeutenden* Umschwung, der sich auf allen Gebieten geistigen Lebens vollzieht. Ich weiß von ihm selber, wie er das Talent eines unserer Jüngsten, wie Gerhard Hauptmann, zu schätzen weiß; er würde nicht anstehen, von ihm eine Novelle für die Monatshefte zu erwerben, wenn eben der geniale Dichter sich dem Geschmack der Leser einer Ossip Schubin anpassen wollte oder könnte.

So trifft auch bei Glaser zu, was heute für die überwiegende Mehrzahl unserer Künstler und Gelehrten gilt: nur aus ihren Werken heraus müssen wir versuchen, uns ein anschauliches Bild ihrer idealen Geistesbestrebungen zu machen.

IV.

Wie fast alle größeren Schriftsteller der Gegenwart hat auch Glaser als sogenannter Dichter seine Laufbahn begonnen, ehe er seinen eigentlichen angeborenen Beruf erkannte, die weiten, noch unerschöpften Prärien schriftstellerischer Thätigkeit entdeckte, aus denen ihm die Blume eines literarischen Namens erblühen sollte. Und ich meine für jeden echten Schriftsteller ist dies der natürliche Entwickelungsgang. Wer niemals einen Vers gemacht hat, dem wird auch später niemals eine gute, flüssige Prosa gelingen, die, soweit Roman, Novelle und Erzählung in Betracht kommen, durchaus ihren eigenen, geheimnisvollen, psychologisch noch unaufgeklärten Rhythmus besitzt.

Unter dem anspruchslosen Titel „Gedichte" (Verlag von George Westermann) veröffentlichte Glaser im Jahre 1862 sein erstes und einzig gebliebenes Versbüchlein. Schon nach einem flüchtigen Durchblättern derselben wird sicherlich mancher Leser bedauern, daß der Verfasser allzufrühe der ewig jugendlichen, lyrischen Muse den Rücken gekehrt hat; denn wahr bleibt, was Martin Greif einmal gesagt hat:

Wollt ihr wahre Dichter sein
Auf des Lebens Höhen,
Schreibt uns Dramen nicht allein
Oder Epopöen,

Sondern übt euch im Versuch
Froher Jugend wieder,
Denn des Dichters schönstes Buch
Bleiben seine Lieder!

Wenn der feinsinnige Ernst Wechsler, der Dichter des „unsterblichen Menschen“, der „Orgien und Andachten“, dessen Einführung auf den Musenberg wir Robert Hamerling verdanken, von diesen Gedichten gelegentlich gesagt hat: „Glaser gelingt das sangbare Lied vortrefflich, Gedichte, wie König Mai, athmen den unsäglich süßen Zauber echter lyrischer Schöpfungen, zugleich versteht er es vortrefflich, philosophische Gedanken in die Melodie des Liedes ausklingen zu lassen, den grüblerischen Ernst des Weltweisen mit der naiven Sinnlichkeit der Lebensfreude zu verschmelzen“, — so kann man diesem Urteile nur beipflichten. Welcher melodische Zauber durchklingt nicht folgende Barkarole, einen „Chopin“ in Worten:

Ueber der wogenden Flut
Zittert der Mondenstrahl,
Alles schläft, alles ruht,
Nur auf der wogenden Flut
Zittert der Mondenstrahl.

Ruhelos treibt mich die Glut
Sehnender Liebesqual;
Nimmer schläft, nimmer ruht
Gleich wie die tosende Flut
Sehnende Liebesqual.

Und ähnliche stimmungsvolle, die Begleitung des Tones geradezu herausfordernde, reine lyrische Gedichte ließen sich noch manche, wenn es der Raum gestattete hersetzen! Wobei denn Vischers, des großen Ästhetikers vielfach misverstandener Ausspruch zu beherzigen wäre, daß

es viel schwieriger und seltener ist, ein reines Lied zu schaffen als ein noch so klangvolles Reflexionspoem.

Dazu kommen Balladen und Erzählungen, wie König Authari, selber schon ein kleines, formvollendetes Epos, die in ihrer Knappheit und Schlichtheit an die großen Uhland'schen Vorbilder erinnern, ohne darum den Namen überflüssiger Doubletten zu verdienen. Selbst die Maske weinlauniger Anakreontik steht dem Verfasser gut zu Gesichte. Kecker, übermütiger Zecherjubel tönt aus dem Trinkliede mit folgendem Anfang:

Brüder hört, Brüder hört,
Was mir meinen Frieden stört:
Schweres Leiden schafft es mir,
Daß ich alle Fässer hier
Leer nicht trinken kann! —
Gerne doch möcht' ich noch
Trinken endlos wie ein Loch —

Wie naturwahr, urwüchsig, niederländisch gesund berührt solche Trinkpoesie gegenüber den neuesten Butzenscheibenlyrikerzeugnissen, deren öder Frostigkeit man es anmerkt, daß ihre Herren Macher trotz aller altertümlichen Wendungen sowie sonstiger Klingeleien bei ihrem Dichten des Vormittags am grünen Diplomatentisch mehr an den Klang der Doppelkronen und das säuselnde Rauschen nagelneuer Tausendmarkscheine gedacht haben.

Von dem sonstigen Inhalte seien noch die klangschönen Sonette hervorgehoben und ein in tadellosen antiken Trimetern abgefaßter Prometheus, eine Gedankensymphonie schwerster Art, wie E. Wechsler anmerkt, oder vielmehr

genauer genommen, da Wechsler vom Bau einer Symphonie nur dumpfe Ahnungen besitzen dürfte, ein Gedankensymphoniesatz oder noch treffender und doch auch „stimmungsvoll“ — einfach ein Gedankennotturno!

Einige dieser Lieder, die Barcarolen, hatten denn auch bald in Marschner, dessen Bekanntschaft Glaser in Hannover durch Julius Rodenbergs Vermittelung machte, ihren Komponisten gefunden; ich kenne leider diese Vertonungen nicht. Wie gesagt, nur mit Bedauern legt man das schmächtige und dennoch inhaltlich so volle Büchlein aus der Hand. Indessen wenn nun Glaser seit dreißig Jahren auf die duftigen Küsse der lyrischen Muse verzichtet zu haben scheint, so dürfen wir mit ihm darum nicht rechten; am Ende kennt jeder, zumal der Künstler, sich mit seinen Anlagen am besten und läßt sich wie andere Naturwesen von seinem Instinkt leiten. Wer ganz scharf auf diese Weisen hinhört, der wird auch schon den leisen Klang der Sehnsucht heraushören, der Sehnsucht nach einem Gebiete, in welchem der Geist die „Fülle seiner Gesichte“ in bequemerer Art wieder mittheilen kann. Lagen doch auch schon einige prosaische Versuche vor, die den jungen Poeten anfeuern mußten, auch hier der technischen Kunstgriffe mehr und mehr Herr zu werden.

Aber dieser Weg zur Klarheit war noch nicht gefunden. Eine Reihe von Dramen bezeugt, daß Glaser in seiner Jünglingszeit und ersten Mannesperiode durchaus nicht gesonnen war, dem steifen Philisterworte — Boileaus zu folgen, daß sich erst in der Beschränkung der Meister zeige. Das Wort klingt schön, aber die Meisterschaft ist eben dann nur da, wenn man die un-

gebundenen Lehrjahre hinter sich hat. Und der alte Goethe selber hat doch manches Bändchen geschrieben, zu einer Zeit, da sich, nur in anderem Sinne, allein die „Beschränkung“ des Meisters zeigt!

V.

Es war im Jahre 1853, als Glaser sein erstes Trauerspiel veröffentlichte unter dem Titel: „Kriemhildens Rache", Trauerspiel von Reinald Reimar (Hamburg, Meißner und Schirges). Unter demselben Decknamen folgte im nächsten Jahre im gleichen Verlage ein Schauspiel „Penelope". Kriemhild und Penelope: welch lockender Zauber liegt schon in den beiden leeren Namen, wenigstens für alle diejenigen, die noch nicht von Zola und Tolstoi und Ibsen berauscht waren, die an der Politik einer stolzen Königstochter mehr ästhetische Reize entdecken als an den Deliriumszuständen einer derben Bauerguts-besitzertochter!

Schon aus der Wahl dieser Stoffe ersieht man, welchen hohen Zielen der junge Dichter zufliegen wollte. Und doch läßt es sich kaum abweisen, daß uns heute diese Sachen nur wie sogenannte gute Aktstudien erscheinen, die mehr versprechen als sie halten, Arbeiten, mit denen so viele große Anfänger sich auf dem Büchermarkt einzufinden pflegen.

Es sei übrigens bemerkt, daß, nachdem eine Nibelungendichtung des unseligen Raupach längst von der Bretterwelt verschwunden war, Glasers Trauerspiel eher erschien als ähnliche Werke von Hebbel, Geibel sowie anderen, und daß um jene Zeit von Richard Wagners genialem Riesenwerk noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen war, wenn sich der Meister auch mit demselben in jenen Jahren vollauf beschäftigte. Das Stück verrät zwar immerhin eine bedeutende Gestaltungskraft,

allein trotzdem fühlt man doch immer hindurch, daß Glaser solchen derb rohen Recken voll blutdürstiger Thatkraft und Raufboldslust nicht dieselbe wilde bäurische Urkraft wie etwa Hebbel entgegenbrachte. Er hat sich denn auch begnügt, meist nur unser Nibelungenlied, das in jener Sumpfzeit reaktionärer Junkerherrlichkeit und kulturfeindlichen Pfaffendünkels wieder einmal Mode geworden war, in ein „dramatisches Gedicht“ mit regelrecht gebauten Blankversen umzuwandeln.

Wie den hellenischen Poeten ihre Götter und Heroenmythen, ihre Ilias und Odyssee eine Fülle dramatischer, lebensfähiger Stoffe geboten haben, so gab sich Glaser ebenso wie zahllose andere dem noch immer nicht ausgerotteten Irrtum hin, unsere nationalen Epen müßten auch für den modernen Menschen bühnenwirksame Motive bieten; er hatte vergessen, daß durch die Erscheinung und das Hereintreten des Christentums eine Kluft zwischen unseren Anschauungen und denen des Mittelalters entstanden ist, die nur unsere Reflexion, und zwar gleichsam in Augenblicken somnambuler Betäubung, zu überspringen vermag.

Mehr seiner sanften, spät klassisch angehauchten Eigenart entspricht denn auch das zweite Drama: ein Schauspiel „Penelope“. Auch dieses knüpft ziemlich getreu an den Inhalt der Odyssee an und führt die bekannte Geschichte von der schlauen Penelope, ihren Freiern und der Rückkehr des edlen Laertiaden vor. Das Ehebett, das der Held selbst zimmerte, bildet als Erkennungszeichen den Schluß.

Für unser „modernes“ augenblickliches Empfinden fällt es freilich ein wenig auf, wenn Eurykleia, eine gute Dienerin der edlen Penelopeia, gleich mit einem Monologe ans Lampenlicht tritt, so poetisch stimmungs-

voll und sanft sonnig iphigenienhaft deklamirend, wie nur eine schillerisierende Geheimratstochter, die eben die höhere Töchterschule verlassen hat. Doch das war damals die allein mögliche Bühnensprache und die Menschen, die dieser Geschmacksrichtung huldigten, waren, was wohl beherzigt werden möge, auch keine Dummköpfe. Sie würden den Dichter einfach unbarmherzig ausgelacht haben, hätte er seine Dienerin ihrer Bildung gemäß schlicht natürlich sagen lassen wollen: Ist das heute ein schönes Wetter! Sr. Majestät der König kommt immer noch nicht zurück. Die arme Frau! Apollon mag wissen, mit welchem Geschöpf er jetzt unter einem Dache haust. O diese Männer! — Die neue Kunstsprache war eben noch nicht da, vor — „Sonnenaufgang"!

Weit bedeutender in Entwurf und Ausführung sind die drei folgenden Dramen: „Moses in Aegypten", „Johanna von Flandern" und „Galileo Galilei", das einzige Drama Glasers, welches in Buchform erschienen ist, und zwar zuerst bei H. Riegel in Berlin, dann in zweiter Ausgabe bei Neuhoff in Braunschweig. „Moses" wurde in Wiesbaden aufgeführt, „Johanna" in Braunschweig, Wiesbaden, Frankfurt und Darmstadt, und „Galilei", das bedeutendste aller dramatischen Werke Glasers überhaupt, in Braunschweig und dann auf die Weimarer Hofbühne gebracht von keinem geringeren als Franz Dingelstedt, dem ehemaligen Gymnasiallehrer, der es durch seine „Verhofrätherei" vom ehemaligen politischen Nachtwächter so freiherrlich weit zum K. K. Generalintendanten v. D. und Dichter a. D. gebracht hatte.

Der „Galileo Galilei", dessen Idee zu jenen gehört die immer Anklang bei einer vorurteilslosen Zuhörerschaft finden, dürfte sich bei geringen formalen Aenderungen auch heute noch recht bühnenwirksam erweisen: steigert sich

doch die Handlung von Akt zu Akt; und ist es doch ein reichbewegtes Bild, das vor unseren Augen vorüberzieht. Trotz der Fülle von Personen bietet es nur geringe szenische Schwierigkeiten.

Zu diesen Arbeiten gesellt sich noch eine „Bianca Candiano", ein fünfaktiges Trauerspiel in Prosa, ein Schauspiel: „Der Weg zum Ruhme", in Braunschweig, Berlin, Stettin, Frankfurt, Augsburg, Mannheim aufgeführt und ein Stück: „Der Kunstreiter", dem Berlin, Barmen und sogar Passau die Pforten ihrer Musentempel bereitwilligst erschlossen.

Weshalb ich an dieser Stelle ausführliche Angaben über eine Thätigkeit beibringe, die Glaser selbst gewiß nur mit angenehmen Erinnerungen noch in seiner Seele festhält, eine Thätigkeit, die, wenn selbst mit großen Erfolgen gekrönt, doch immer mit manchen Enttäuschungen, vielen Bitternissen und ewigen Aufregungen verknüpft ist? Weshalb? Um modernen jungen Dramatikern, die sich auf einige gelegentlich aufgeführte Stücke wer weiß was einbilden, selbst wenn sie gehörigen Lärm damit gemacht haben, eine demütig bescheidene Nutzanwendung ans Herz zu legen, einmal dreißig bis vierzig Jahre weiter voraus zu denken und nicht mit stolzem Hohnlächeln auf ihre Vorgänger zu blicken, sondern des ehrwürdigen pulvis et umbra sumus zu gedenken, und, allgemeiner gefaßt, der tiefsinnigen Seufzerweise aus François Villons Ballade in seinem „großen Testamente":

Mais où sont les neiges d'antan?
Wo blieb der Schnee vom letzten Jahr?

Glaser selbst muß übrigens in allzu vorzeitigem Pessimismus das „Unzulängliche" seiner Bestrebungen auf dramatischem Gebiete als „Ereignis" empfunden haben, denn wenn wir die stattliche Reihe seiner Prosawerke

durchmustern, so finden wir, daß er alle jene dramatischen Gebilde novellistisch wieder verwertet hat: ein Verfahren, welches sicherlich nicht künstlerische Schöpferarmut beweist, sondern eben nur eine besondere Vorliebe für die dort behandelten Gegenstände und Ideen, die nicht die passende Form gefunden hatten.

Uebrigens begegnen wir ja auch auf musikalischem Gebiete ähnlichen Stoffverwertungen. So bei Bach und Händel, welche in ernsteren Werken sogar früher entstandene Opernmelodien, zu Worten leichteren Inhalts gesetzt, von Neuem verwendeten. Nur Thoren dürften so vermessen sein, diese wie auch Glaser in gleichem Falle zu tadeln. So finden wir den „Moses in Aegypten" wieder als „Osarsiph" in den „Lese-Abenden" (vier Bände, Braunschweig, George Westermann). Die Blutrache treibt den jungen Moses aus der Nähe seines hohen Freundes. Bei dem zierlichen, peinlichsauber ausgeführten Kabinetbildchen, gleichsam einem Alma Tadema in Worten, bedauert man unwillkürlich, daß sich Glaser nicht zu einem weit ausgeführten Kulturgemälde entschlossen hatte, wie etwa der spätere Georg Ebers, von dem damals die jungen Mädchen noch nichts wußten.

Den großen Denker „Galileo Galilei" hat er später in seinem für die Jugend bestimmten, sittengeschichtlichen Roman „Masaniello" untergebracht, von dem noch weiter unten die Rede sein wird. Ebenso wurde aus „Johanna von Flandern" ein „Graf Balduin" in novellistischem Gewande; und jeder, der in den „Lese-Abenden" diese Novelle liest, wird wohl zu dem Schlusse kommen, daß dieser Stoff überhaupt mehr zu epischer Behandlung neigt. Auch Graf Schack hat sich, wie mir scheint, an einem dramatischen Grafen Balduin vergeblich abgemüht. Aus dem „Weg zum Ruhme" wird die Erzählung

— gleichfalls in den „Lese-Abenden“ — „Geistiger Adel“. Auch hier dieselbe Beobachtung: die Novelle wirkt ungleich machtvoller, erschütternder und erweckt den Eindruck ungeschminkter Naturwahrheit. Die Erzählung „Bianca Candiano“, nach dem gleichnamigen Schauspiel seiner Zeit bei Rümpler in Hannover erschienen, ist mir leider unbekannt geblieben, während die Skizze der „Kunstreiter“, nach einem nur in der Handschrift vorhanden gewesenen Schauspiele, einen weniger befriedigenden Eindruck hinterläßt.

Erwähnt sei noch, daß Glaser eine „Geschichte des Braunschweiger Hoftheaters“ geschrieben hat und manche Bühnenprologe für Festvorstellungen, die ihm auch die für Schriftsteller seltene Ehre eintrugen, Inhaber eines goldenen Kreuzes für Kunst und Wissenschaft zu werden — ob er es erhielt vom ehemaligen König von Hannover oder von dem einstigen Herzog von Nassau, weiß ich nicht bestimmt zu sagen — es kommt auch nicht viel darauf an.

Damit war die poetisierende Periode des Suchens und Tastens abgeschlossen. Schon inzwischen wiederholte Versuche auf dem Gebiete epischer Darstellungskunst ließen Glaser deutlich und deutlicher erkennen, wohin das Zünglein seiner Begabung neigte. Und so möge denn, ehe wir auf sein Hauptlebenswerk kommen, auf seine Thätigkeit als Vermittler niederländischer Literatur und auf seine „gesammelten Schriften“, zunächst erst ein Cyclus von Romanen und Novellen in Betracht gezogen werden, „aus der Zeit für die Zeit“ geschrieben, und dann seine Thätigkeit als Jugendschriftsteller, die bis in die letzten Jahre hinein gedauert hat, ein Gebiet, auf welchem er neben den Besten dieser Art in erster Reihe genannt zu werden verdient.

VI.

Die Prosawerke der ersten schriftstellerischen Periode Glasers umfassen, wenn wir so sagen dürfen, von einigem Unwesentlichen abgesehen, ungefähr rund ein Dutzend Bände. Da sind die „Erzählungen und Novellen“ in drei Bänden (Braunschweig, Neuhoff und Kompagnie 1862), „Familie Schaller“, ein Roman in zwei Bänden (Prag, Kober 1858), die „Lese-Abende“ in vier Bänden (Braunschweig, George Westermann 1867), „Was ist Wahrheit?“, Roman in zwei Bänden (Braunschweig, George Westermann 1869) und „Aus dem achtzehnten Jahrhundert, kulturgeschichtliche Novellen“ (Leipzig, Hermann Volz 1880).

Wer mit den hohen Anforderungen augenblicklich beliebter — ich wähle das Wort mit Bedacht — augenblicklich beliebter Romantechnik und Darstellungsart an die Lektüre der beiden oben genannten Romane etwa herantritt, wird freilich mit ihnen nicht allzuviel anzufangen wissen, er wird sie ein wenig altfränkisch finden, etwa wie den großblumigen Schlafrock, den die Frau Löwenwirtin für die Fliehenden ihrem Sohne in „Hermann und Dorothea“ mit auf den Weg giebt. Wem indessen Freitags „Soll und Haben“ noch nicht ganz veraltet zu sein scheint, der dürfte auch in jenen beiden Romanen eine noch immerhin anmutende Unterhaltung finden und zugleich Belehrung, die zart verschleierte Tendenz, die ja

jeder Romanschriftsteller mit Vorliebe anzubringen pflegt und die gewissermaßen das Wesen dieser gegen die Zeit äußerst empfindlichen Gattung trotz aller gegenseitigen Versicherungen in besonderem Grade kennzeichnet.

In der „Familie Schaller“, in der, nebenbei bemerkt, die lyrischen Barcarolen aus den später veröffentlichten „Gedichten“ einen Glanzpunkt des „Kaufmannsromans“ bilden, fesselt besonders die Figur eines reichen, modernen Juden, der sich völlig eins mit seinen Landesgenossen zu fühlen glaubt, an Geist und Wünschen, Empfindungen und Handlungen, während der alte orthodoxgläubige Herr Vater auf seinem gojimverachtenden Standpunkte steht, daß man für ihn nur geringe Sympathieen empfindet und sein Schicksal kaum zu bedauern vermag.

Der Roman: „Was ist Wahrheit“ hat dem Verfasser, weil er einiges aus ein paar niederländischen Novellen mit hinein verwob, von begeistert ihre Literaturschätze hütenden Niederländern den Vorwurf des Plagiats zugezogen. Ich kenne die betreffenden Originale unserer kleinen Nachbarn, der großen Literaturpiraten, nicht und halte heute die Erledigung dieser Streitfrage für völlig überflüssig: denn von dem verlockenden Titel abgesehen, bietet das ganze Werk wenig Bedeutendes: also können auch die niederländischen Einlagen keinen Anspruch auf Wert machen, und unsere Herrn Niederländer, statt hinter den harmlosen angeblichen Plagiator her zu „klabastern“, sollten lieber in sich gehen und überlegen, wie sie das eines Gentlemen unwürdige Raubsystem des einfachen Nach- und Neudruckes deutscher Werke als unwürdigen Schandfleck eines „ne'erländischen Mynheers“ beseitigen.

In den „Lese-Abenden“ tritt schon deutlicher die eigentümliche Physiognomie des Verfassers zu Tage. Sie

bestehen aus historischen und modernen Novellen. Unzweifelhaft gebührt letzteren durch Ausführung und inhaltliche Bedeutung der Vorzug. So ist unter den drei Novellen des ersten Bandes — Paolo Cosentis, eine Verschmähte, der Unverbesserliche — die erste ein seltsam fesselndes Nachtstück. Die Erzählung spielt zur Zeit des Erdbebens in Lissabon, das bekanntlich Voltaire zur Aufwerfung einer Frage veranlaßt hat, welche die Allgüte des lieben Gottes aller Deisten, Theisten und anderer Polytheisten in eine ziemlich zweifelhafte Beleuchtung rückt, eine Frage, die auch ungelöst bleiben dürfte, so lange die liebe Welt steht; es müßte denn ein neuer Christus wieder zu Erden steigen, der aber deutlicher aus seinem göttlichen Inkognito heraustritt, damit er nicht wieder aus Versehen nach den bestehenden Staatsgesetzen gehängt wird.

Der Held Paolo, dem übrigens als portugiesischem Katholiken des vorigen Jahrhunderts die eben entwickelten Aussichten noch unbekannter sind als die bekannten böhmischen Dörfer oder die Vorderseite des Mondes, denn das ist die, welche er der Sonne zukehrt — Paolo, ein halb toller Sänger, will sich rächen an dem Verführer seiner Mutter, einem schurkischen Beichtvater des Königs; er hat aber inzwischen das Unglück, sich in eine schöne Adelige zu verlieben; das sich plötzlich einstellende Erdbeben macht seinem Wahnsinn und der Geschichte ein Ende. Sehr anschaulich ist das lichtscheue Gebahren einiger „Brüder Jesu" geschildert — na, und die besten Brüder scheinen ja früher die Jesuiten auch nicht gewesen zu sein: wenn sie nur ehrlich offen wie Löwen auf den Menschen losgehen wollten, aber so heimlich katzenhaft im Dunkel? Hoffen wir, daß auch die Jesuiten seit Erklärung des Dogmas von der Empfängnis wieder dem edlen Natür-

lichen huldigen und besser geworden sind, zu Gunsten des einen, wahren, echten Katholizismus, dem die ganze Welt zu eigen schon heute gehören sollte.

Auch sonst ist die Erzählung geschickt angelegt; ungezwungen verknüpft der Verfasser die Geschichte des Palastes und bürgerlichen Hauses miteinander.

Von dem halben Dutzend Erzählungen, die im zweiten Bande vereinigt sind, haben wir die Perle derselben schon oben erwähnt, den nach „Moses aus Aegypten" umgemodelten „Osarsiph", aus dem sich mühelos ein ergreifender historischer Roman hätte ausarbeiten lassen. Genannt zu werden verdient auch noch der „Kunstreiter" mit seltsamen Vorwurfe: ein etwas liederlicher Patron, der im Hause seines eigenen Vaters einbricht, aber durch die Liebe zu einer schönen Base, also durch Herzenseinbruch, geistig wieder emporgehoben wird. Von den drei Erzählungen des dritten Bandes die beste, wie überhaupt die Krone der sämtlichen „Lese-Abende" ist ohne Zweifel die reichlicher ausgeführte Novelle: „Geistiger Adel".

Wenn Karl Frenzels philosophische Kunstanschauung mehr eine heitere, ironisch-nihilistische ist, deren Grundton auf vanitas, vanitatum vanitas gestimmt erklingt, so hält es sein ebenbürtiger Kunstgenosse Glaser, als Rheinländer und Nicht-Berliner, mehr mit einem lichtfrohen, kampffreudigen Optimismus. Gesellschaftliche Vorurteile sind für ihn nur da, um wie Sporthindernisse überwunden zu werden. Im Siege der Aristokratie des Geistes, dieser aus dem Bastillesturm herrührenden Lawine, die mit immer größerer Wucht in die kommenden Jahrzehnte hineindonnert, sieht er, wenn nicht das Heil selber, so doch den Weg zum Heile und zur Erlösung. Auch Glaser weiß wie jeder andere ehrliche, geschichtlich gebildete und uninteressierte freie Mann, daß die sogenannte Religion, seit

sie Constantin von der Straße in den Palast nahm, als Volkserziehungsmittel seit rund fünfzehnhundert Jahren auch rein gar nichts geleistet hat. Nur die angeblichen Feinde dieser „Religion“, von der das Volk nichts mehr hat als Geldausgaben, sind seit je die wahren Förderer der Gesittung, allgemeiner werdenden Humanität geworden. Die Leistungen von zwei Millionen wohlbestallten Staatsgeistlichen seit der Zeit Karls des Großen wiegen nicht das auf, was Spinoza, Voltaire und Kant — indirekt und direkt, für die moderne Menschheit geleistet haben. Wer alles das leugnet, ist entweder ein Heuchler oder ein Dummkopf. Das ist Glasers geschichts-philosophischer Standpunkt, den er natürlich bei seiner angeborenen Sanftmut und bei seiner Stellung nicht so schroff herauskehrt, wie ein anderer Gleichgesinnter, der selbst vor Kaisern und Königen erst dann Achtung hat, wenn sie sich diese verdient haben.

Die Heldin vom „Geistigen Adel“ ist eine verarmte adelige Näherin und der Held ein bürgerlicher, genial veranlagter Handwerker, die sich gegenseitig innig zugethan sind. Da kommt Fanny eines Tages durch Zufall in ein vornehmes Haus und wird sich hier auf einige Zeit ihrer ursprünglichen Lebensstellung bewußt, schmeichelt sich in den abgrundtiefen Wahn hinein, daß eine v. F. doch mehr ist als eine bloße F.; und Fanny kommt zum Entschlusse, mit einem Vertreter der schwieligen Arbeiterfaust nicht glücklich werden zu wollen. Unser armer Wehrfeld verschwindet halb wahnsinnig, ohne zuerst zu ahnen, daß ihn gerade diese schmerzensreiche Erfahrung zum Künstler und eines Tages zum berühmten Manne weihen werde. Inzwischen hat Fanny Gelegenheit bekommen, die Aristokratie, wenigstens einen betrüblichen Ausschnitt derselben, recht gründlich kennen zu lernen; sie wird eines Tages an die

frische Gottesluft gesetzt. Das Schicksal, eingedenk des Spruches, daß man revient toujours auf seine ersten amours, hat ein Einsehen; und da unser Wehrfeld inzwischen zum geistigen Adel emporgerückt ist, so steht einer Vermählung nichts mehr im Wege, und Fanny kann es gleichgültig sein, ob vor ihrem F. noch ein v. oder nicht steht. Als Gegenbild, dichterisch fein empfunden, spielt auch noch die Episode einer glücklichen Schulmeisterliebe hinein. Wenn ein einsichtvoller Aesthetiker gemein hat: „Eine tiefe Lebensweisheit ist in der Novelle, die würdig ist, von Heyse in seine Novellensammlung aufgenommen zu werden, verkörpert, die für Glasers Denken und Schaffen eine charakteristische Bedeutung hat; denn in allen seinen historischen Romanen bilden sie den Hintergrund: die geistige Kraft eines Menschen adelt am höchsten und führt ihn siegreich durch alle Hindernisse des Lebens" — so läßt sich das wohl unterschreiben. Und es ist wohl kein Zufall, daß in Glasers später entstandenen Hauptwerken viele der Helden dem Künstlerstande angehören, Maler, Musiker, Bildhauer, die eine Welt voll Hindernissen zu besiegen haben und auch überwinden durch die Größe, durch die Energie ihres Geistes.

Im vierten Bande befindet sich der schon erwähnte „Graf Balduin", novellistisch aus der dramatischen „Johanna von Flandern" herausgearbeitet, von den drei hier vereinigten Erzählungen die bedeutendste; ferner der „Rubricator", eine höchst absonderliche Geschichte von einem Menschen, dessen Woche gut anfängt, er soll nämlich gehängt werden — dem aber sein königlicher Herr statt des Beiles oder Strickes plötzlich ein anderes, minder kaltes Kreuz um den Hals legt: die Geliebte!

Den Schluß bilden ein paar Volkssagen aus der

Normandie, unter denen „Die singende Seele“ eigentümlich-phantastisch wirkt.

Von den um ein volles Lustrum früher erschienenen „Novellen und Erzählungen“ kann im Allgemeinen abgesehen werden. Eine derselben: „Schloß Kattenheim“ hat Glaser später in Reclams Universal-Bibliothek neu auftauchen lassen; einiges andere hat er in einer Sammlung kulturgeschichtlicher Novellen: „Aus dem achtzehnten Jahrhundert“ wieder aufzufrischen gesucht. Das Merkwürdigste für uns aus dem ganzen Buche, weil charakteristisch für Glasers Weltanschauung, sind folgende Worte aus der Vorrede:

„Die Macht angeborener geistiger oder künstlerischer Vorzüge trat in Rivalität und überstrahlte zuweilen die ererbten Vorrechte. Zwischen den starren Vorurteilen, die aus der Scheu vor Ueberlieferung erwuchsen, regte sich das frische, der unmittelbaren Gegenwart entsprossene Talent. Es rüttelte an den dauerhaften Schranken, die der Kastengeist errichtet hatte.“

VII.

Wer bei einer Würdigung der literarischen Verdienste des Grafen Schack seine Uebersetzerthätigkeit, seine geniale Verdeutschung des Firdusi und anderer Poeten mit acherontischem Stillschweigen übergehen wollte, der brächte sicherlich nur ein höchst einseitiges Bild von der großartigen Erscheinung dieses Dichtergrafen zu Stande. Ebenso wer für Paul Heyses Leopardi- und Giustiübersetzungen nicht Worte der Anerkennung, ja der überschwänglichen Begeisterung besäße.

Dasselbe findet bei Adolf Glaser statt, und deshalb muß auch seiner Thätigkeit als Vermittler niederländischer Geisteserzeugnisse gebührend gedacht werden.

Welche Anerkennung Glaser selber im Lande der Zwiebeln und größten Reinlichkeit für seine Vermittelungsrolle gefunden hat, beweist der Umstand, daß ihn die Gesellschaft der „Neederlandsche Letterkunde" zu Leyden im Jahre 1880 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hat.

Wir entsinnen uns, daß Glaser, als seine Muse noch im Larvenzustande umherkroch, im Hause seines Mainzer Onkels als Kaufmann thätig, öfter nach Holland auf die Reise geschickt wurde und hier Gelegenheit fand, Land und Leute genauer in Augenschein zu nehmen und sich mit der niederländischen Sprache aufs innigste vertraut zu machen. Ist diese Bekanntschaft auch rein äußerlich geschehen, so

lag doch eine gewisse Seelenverwandtschaft und Aehnlichkeit mit holländischem Wesen bei Glaser ebenso zu Grunde, wie etwa bei Paul Heyse in seiner Vorliebe für alles Italienische.

Ich erinnere mich noch mit Wohlgefallen der Zeit, wo ich holländische Novellen von Glaser las, ohne auf den Verfassernamen genauer hinzusehen und in meiner literarischen Unbildung der Meinung war, daß Adolf Glaser überhaupt ein holländischer Dichter wäre.

Holländisches Wesen, durchaus nicht anempfunden, sondern als Grundzug, tritt auch in Glasers eigenem Willen und Schaffen sehr stark zu Tage. Wer hat Glaser jemals grob werden sehen? Wer traut ihm zu, daß er mit einer Donnerrede Jemanden zu ohnmächtigem Umsinken bringen könnte? Wenn er in seinen Werken noch so tragisch und erschütternd wirken will, so bewahrt er sich doch immer eine gewisse behagliche — oder sagen wir lieber — eine echt epische Künstlerruhe, die das „meden agan" als höchste und erste aller Sittenregeln preist. Jambenrausch, Wortgerassel, Metaphern und Hyperbeln, gegen deren himmelschreienden Bombast der göttliche Schwan vom Avon der reine Waisenknabe wäre, sind nicht seine Sache.

Man darf eben nie vergessen, daß nichts so sehr vom Zeitgeschmacke abhängig ist, der sogenannten Mode unterworfen, als Styl und formale Behandlung eines Kunstwerkes. Noch in den siebziger Jahren, man denke an die beiden Romane Heyses, suchte man das Ideal epischer Darstellung in jener Ruhe, wie sie Goethe auf Grund seiner Kenntnis der Antike in seinem „Wilhelm Meister", zumal seinen „Wahlverwandtschaften" zur vollendeten Anschauung gebracht hatte.

Zu Anfang der sechziger Jahre folgten zunächst die „Niederländischen Novellen“ (Braunschweig, Vieweg), in einem nicht allzustarken Bande eine Fülle von Originellem vor unserem Auge ausbreitend. Wir machen hier in Hildebrand und Cremer die Bekanntschaft mit zwei vorzüglichen Erzählern. Sie sind noch in der That verwandt mit den alten, großen niederländischen Malern in Bezug auf vollendete Darstellung des idyllisch Kleinen, hausbacken Alltäglichen. Alles schlicht und sauber, gewissermaßen der Fußboden immer mit knarrend weißem Sande bestreut; hier und da fehlt auch eine heitere Ironie nicht. Wie köstlich ist z. B. in Cremers „Vetter vom Lande“ der Gegensatz durchgeführt zwischen dem glanzliebenden, immer pumpbedürftigen, innerlich schließlich doch unvornehmen adligen Hofstaatsbeamten und dem reichen anspruchslosen Bauern, dessen politischer Horizont durchaus nicht so eng beschränkt ist, ja der sich folgender Meinung ganz offen entäußert, die manche Herrscher in ihr Abendgebet mit aufnehmen sollten:

„Ich befasse mich wenig mit Politik, aber jeder Mensch hat seine Ansicht, und sehen Sie, so denke ich, daß die neuen Minister jedesmal eine Menge Geld kosten und daß man eine artige Summe überbehalten würde, wenn man die alten still am Ruder ließe; es würde dann, so schloß er, nicht schlechter dadurch werden, denn der Verstand kommt nicht im Umsehen“.

Hierauf folgte der Roman: „Klaasje Zevenster“. Der Verfasser, J. J. Lennep, der als Staatsanwalt in Amsterdam lebte und einen scharfen Blick für die dortigen Sittenzustände besaß, hat schon vor Freitags „Ahnen“ durch ein ähnliches Werk mit fast demselben Titel „Unsere Voreltern“ einen großen Erfolg errungen. Glaser gab dem Roman „Klaasje Zevenster“ mit Veränderung des

Vornamens die Ueberschrift: „Hänschen Siebenstern“. Der Inhalt ist ein äußerst vielseitiger, und die Form giebt Gelegenheit, um ein recht anschauliches Bild damaliger niederländischer Gesellschaftszustände zu entwerfen. Fröhlichen Studenten wird am Weihnachtsabend mittelst Schachtel ein Kind ins Haus gebracht. Die recherches nach der — maternité bleiben fruchtlos. Sie nehmen Klaasje an Kindesstatt an. Unser Hänschen wird erzogen und bekommt ein Stück Welt zu sehen, einmal sogar ein öffentliches Freudenhaus.

Aus dem tragischen Schlusse des Buches hat Glaser einen versöhnenden gemacht, zwar charakteristisch für seine Weltanschauung, aber doch nicht lobenswert. Wie er denn auch vieles ausließ, was für Deutschlands Romanleser nach seinem Empfinden langweilig oder fremdartig berühren mochte, was ihm nicht mit Unrecht die Niederländer sehr verübelt haben, und womit gewiß auch viele philologisch geartete Germanengemüter nicht einverstanden sein werden. Da mag Karl Braun nicht Unrecht haben, wenn er gelegentlich dieser Uebersetzungen die geistreiche Bemerkung vom Stapel ließ: Glaser sei über die Originale mit einer Sammtbürste hingefahren. Gewiß, wenn er heute noch einmal diese Sachen übersetzen sollte, wer weiß, ob er nicht selber alle „Breiten“ und Derbheiten ehrlich wiedergeben würde; allein zu jener Zeit, vom Beginn der sechziger bis zur Mitte der siebziger Jahre, war trotz der allgemeinen Begeisterung für Cancans, Offenbach und andere Erscheinungen selbst ein gesunder Realismus sehr verpönt und der Naturalismus lag noch in einer fernen, nimmergeahnten Zuknnft.

Hieran schlossen sich in ziemlich rascher Reihenfolge Cremers bedeutendere Romane: „Doktor Helmond und

(„seine Frau" zwei Bände, Braunschweig, George Westermann) schildert eine friedliche Ehe, deren tragischer Schluß herbeigeführt wird durch den gesellschaftlichen Ehrgeiz der Frau und die Waschlappigkeit einer allzu wässrig lauen Mannesseele. Aehnliche Gegensätze zwischen der Vornehmheit niederländischer Adelsfamilien, die ihren Stammbaum noch in die Zeiten Wilhelms von Oranien, des Schweigers, zurückführen konnten, und dem aufgeblasenen Protzentume durch Handel und Betrug reichgewordener Kaufleute führt uns ten Brink vor in seinem zweibändigen Romane: „Der Schwiegersohn der Frau von Roggeveen" (Braunschweig, George Westermann). Auf den Roman Gerard Kellers: „In der Fremde", zwei Bände, folgte wieder ein Werk von Cremer: „Die Arbeiterprinzessin" (Braunschweig, ebenda), welches das ewig ungemütliche Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmern zum Vorwurf genommen hat. Daran schloß sich „Lideweide" von Cd. Busken Huet (Braunschweig, Westermann), die Geschichte eines Ehebruchs voll drastischer niederländischer Gesundheit und nachahmenswerter Folgerichtigkeit: Der vom Weibe verführte Ehebrecher muß sich nämlich erschießen und der Herr Gemahl hält sich nicht an die verkehrte Weisheit Daumers, des deutschen Hafis, daß die Frauen ohne Ausnahme gleichsam zweibeinige Blumen seien, Blumen die man nicht schlagen dürfe; im Gegenteil, er nimmt getrost die Reitpeitsche zur Hand und peitscht die schöne Sünderin durch. Und der Schluß? Keine Scheidung! Der Verfasser entläßt uns mit der tröstlichen Aussicht, daß der Mann mit seiner Frau wie vordem wieder ruhig weiterleben wird: das große Kind hat für seine Unart eben seine Prügel bekommen, bei einer neuen Frau könnte ja dasselbe sich wiederholen, also: „Vergessen und vergeben!"

Dieses ist wohl auch der Grund, weshalb das Werk einen eigentümlich gemischten Eindruck hinterläßt, und gerade hier empfindet man, daß der Dichter im Leben das „eherne Schicksal" repräsentiren soll: Im Leben kommen derartige Vorfälle täglich vor; aber wo sie ans Licht kommen, sind auch diese Menschen gesellschaftlich verächtlich geworden und führen ein Dasein, eigentlich trauriger als Nichtsein. Und das erhabene Wort: „Wer wirft den ersten Stein auf sie?" würde, wenn auf die Spitze getrieben, wie jede beschränkte Wahrheit, nur den Zusammenbruch des ewigen Fundaments aller echten Moral bedeuten.

Es sind ungefähr anderthalb Dutzend Bände Niederländischer Erzählungen, die uns Glaser zu eigen gemacht hat. Und da in Deutschland immer noch zehntausendmal mehr Menschen gefunden werden, die eher im Stande sind, Carduccis „barbarische Oden" im Urtext zu lesen, als ein Originalwerk des uns stammverwandten, freilich wenig „grünen" Volkes, so ist sicherlich diese Zufügung Glasers gleichsam als eine Bereicherung unserer Nationalliteratur anzusehen, eine geistige Annexion, die den edlen Mynheers jedenfalls erträglicher ist als die leibliche, sammt Kaffeebohnen und Pfeffer. Und wenn auch Glaser mit einigen Originalen etwas frei umgesprungen ist, wie der edle Wolfram von Eschenbach mit dem französischen Vorbilde seines Parcival, oder der lustige Fischart mit Rabelais' Wunderheldengeschichten, wenn er manchmal weniger eine wissenschaftlich treue Uebersetzung als vielmehr eine poetisch freie Nachdichtung geliefert hat, so soll ihm das nicht all zu streng angerechnet werden.

Wenn im Vetter vom Lande die zahme Wendung vorkommt: „Die fetten Schweine springen übereinander und Frau Janson giebt der vornehmen Base Bericht, daß jede

Sau vier bis zehn Junge wirft" — und zum Schlusse des Kapitels: „Allerliebste Menschen, beendet der Gemahl das Gespräch und gähnt und schließt die Augen und träumt, daß er eine Mutter von zehn Ferkeln auf der Gabel habe" — so können derartige humorvolle Natürlichkeiten doch wirklich bei wahrhaft Gebildeten, für rechte Dichtung empfänglichen Gemüthern kein abscheuvolles Puh! shoking! hervorrufen.

VIII.

Ehe wir nun zu Glasers Hauptwerk gelangen, einer Prüfung der „gesammelten Schriften“, die gerade ein Dutzend Bände ausmachen, und worin er von der Sonnenhöhe gereiftesten Mannesalters aus nur das aufgenommen hat, was ihm schließlich würdig seines Namens erschien — man kommt ja nur mit wenig Gepäck auf die Nachwelt, wie Voltaire geistreich bemerkt hat, müssen wir noch eine Seite seiner Thätigkeit berücksichtigen, die ihm bei unserer deutschen Jugend viele Freunde verschafft hat: wir meinen seine „Märchen“ und jene in dem weltbekannten Verlage von Otto Spamer erschienenen Werke, welche mit ihren Bildern und prächtigen Einbänden gewiß manchen Knaben beim Stehen unter dem flimmernden Weihnachtsbaume die Augen noch heller haben aufleuchten lassen.

Was die erst vor einigen Jahren erschienenen „Märchen“ anlangt, in einer mit zierlichen Holzschnitten versehenen Großquartausgabe im Schottländerschen Verlage zu Breslau herausgekommen, so sind sie eigentlich keine Neuschöpfung, sondern nur erneute Sonderausgabe. Sie gehören in die jugendlich früheste Schaffenszeit des Verfassers, wurden ihrer Zeit in den heute längst vergriffenen und nicht wieder aufgelegten „Erzählungen und Novellen“ (Braunschweig, Neuhoff und Kompagnie) veröffentlicht. Sie stammen aus den fünfziger Jahren, einer Zeit, wo diese Art, als beliebte Modegattung im Geiste Andersen'scher Märchenpoesie, so recht als Ausfluß damaliger Geistesströmung in höheren und höchsten Kreisen angesehen werden

kann. In jenem Sammelwerke nicht recht zur Geltung gekommen, machen sie in dieser für die Jugend berechneten Ausgabe einen recht freundlichen Eindruck und enthalten meist eine sinnige, für naive Kinderseelen leicht herauszulösende Idee in künstlerisch einfacher, gleichsam Ludwig Richter'scher Ausführung.

Indem wir vorübergehend noch gedenken wollen einer volkstümlich gehaltenen Erzählung „Das verschwundene Dokument", die als Nummer zwanzig in Otto Spamers neuen Volksbüchern erschienen ist, die keine besonderen Ansprüche erhebt und nur das Lesebedürfnis gesund empfindender Volkskreise befriedigen will, wollen wir zum Schlusse die vier Hauptwerke, seinen für die Jugend bestimmten oder zu diesem Zwecke bearbeiteten Schriften, nennen: „Schlitzwang", „Wulfhilde", „Masaniello" und „Savonarola". Die beiden ersten sind bearbeitet nach den beiden gleichnamigen großartigen Romanen, die unzweifelhaft den Höhepunkt von Glasers künstlerischem Schaffen bilden, seines Könnens Quintessenz, oder den „Fünftsaft", wie ein Sprachreiniger allerstriktester Observanz das schöne Fremdwort ins Deutsche vertirt hat.

„Masaniello", den historischen Stoff der neapolitanischen Auflehnung gegen das spanische Joch verbindend mit der Lebensgeschichte des Malers Salvator Rosa und den Schicksalen Galileo Galilei's, dessen Name uns noch von dem gleichnamigen Jugenddrama her in den Ohren klingt, ist ein farbenreiches, bunt bewegtes, hoch dramatisches Gemälde jener wilden Zeitperiode Italiens, in welcher neben Dolch, Gift und Rosenkranz der Mensch als Individuum noch etwas galt, und nicht wie heute nur ein kaum sichtbares Rädertheilchen in dem Riesenmechanismus der großen Staatsuhr war. „Savonarola" behandelt denselben Stoff, welchen schon Lenau

in einer Reihe visionärer Traumbilder gleichsam poetisch zu bewältigen versuchte, und den auch für Erwachsene in einer wunderschönen Novelle „Schönheit“ Karl Frenzel erst kürzlich wieder neu aufgenommen hat: beim Lesen von Glasers fesselndem Werk, das auf die Jugend durchaus einen sittlich veredelnden Einfluß ausüben muß, kommt einem unwillkürlich der Gedanke, ob sich nicht trotz Lenau nochmals ein Dichter finden wird, der ähnlich wie Robert Hamerling in seinem genialen „König von Sion“ diese Zeit des Propheten von San Marco in einem glänzenden Epos zur Darstellung bringt. Religion und Kunst mit „heidnischer“ Lebenslust, Askese und Weltfreude, Maria Madonna und Madonna Venus — es kann keinen dankbareren Vorwurf geben, so lange gültig, so lange nachempfindbar, als die Glaubensfahne des vergöttlichten Rabbi von Nazareth noch nicht dem bekannten „Zahne“ der Zeit zum Opfer gefallen ist.

Ein Zeichen dafür, daß Glasers Jugendschriften wirklich den Anklang gefunden haben, den sie um ihres inneren Wertes verdienen, liegt wohl in der Thatsache, daß sie in fast allen größeren und besseren Volks- wie Schulbibliothen anzutreffen sind. Zumal der „Schlitzwang“: ich habe ihn so manchem Jungen zu lesen gegeben, und er hat immer die dankbarste Aufnahme gefunden. Glasers Thätigkeit auf diesem Gebiete, — sie umfaßt, wenn ich irre, nur etwas mehr als ein halbes Dutzend Bände, ist zwar nicht so andauernd und bedeutend geworden, wie man wünschen könnte, allein gerade hier hat er die unbestreitbarsten Erfolge geerntet, am wenigsten durch Mißgunst und die „lautgellenden Pöbelstimmen des Neides“ verbittert. Und weshalb? Weil sich viele unserer „großen“, für moderne Zeitverhältnisse eigentlich überflüssigen Rezensenten um solche angeblichen Kleinigkeiten wenig kümmern, mehr Jagd

machen auf die Naturalismustauben der Dächer, die sie doch nicht einfangen. —

Somit hätten wir denn ein stattliches Stück des Weges zurückgelegt; an manchen Herrlichkeiten sind wir vorbeigekommen, an Palästen und Gärten, an Gebüschen und kleinen, bescheidenen Hütten, sogar hier und da an einigen Sandhaufen brandenburgischer Art; indessen wir sind mit unserer Literaturwanderung noch nicht zu Ende, das Schönste Gediegenste, Reifste und Beste haben wir uns bis zuletzt aufgehoben.

Wir kommen nämlich zur Betrachtung der „gesammelten Schriften". Als Glaser von dem Verleger Wilhelm Friedrich in Leipzig die Anfrage erhalten hatte, ob er geneigt wäre, gleich Karl Frenzel bei ihm seine Werke erscheinen zu lassen — Glaser hatte inzwischen das sechzigste Lebensjahr überschritten, noch rüstig und lebensfrisch — da glaubte er mit Freuden auf diesen Vorschlag eingehen zu müssen. Aber in echter Bescheidenheit und künstlerischer Einsicht beschloß er, nur das in diese Gesammtausgabe aufzunehmen, was er nach seinen eigenen gesteigerten Ansprüchen auch für moderne Leser, die Zola und Tolstoi lesen, noch für lese- und lebensfähig hielt. Schnell war der Plan fertig. Glaser ließ es bei zwölf Bänden bewenden. Wer diese gelesen hat, der kennt die geistige Eigenart unseres Schriftstellers vollständig und kann durchaus der übrigen Werke entbehren, die, wie gesagt, nur für den Literatur- und Kulturforscher von einstiger Bedeutung sind — mögen etwaige Schüler Erich Schmidt's sich diesen Wink nicht entgehen lassen und dann auch meiner kleinen Arbeit mit ein paar absprechenden Worten voll gewohnten Philologendünkels gedenken! Diesen „gesammelten Schriften" haben sich nun unsere nächsten und letzten beiden Betrachtungen zuzuwenden.

IX.

Schon ein flüchtiges Anblättern der „gesammelten Schriften“ genügt, um zu erkennen, daß Glaser, so sehr er auch in den Auflösungsvorgang der modernen Gesellschaft mit ihren demokratischen Gleichheitsbestrebungen eingeweiht ist, sich doch lieber in die Vergangenheit, zumal die unseres eigenen Volkes flüchtet, um ästhetisch freier dem Fluge seiner künstlerischen Phantasie nachwandeln zu können.

Von den zwölf Bänden werden in vier Romanen mit fünf Bänden höchst fesselnde Probleme der Gegenwart behandelt. Der sechste Band enthält die schon gewürdigte bekannte Novelle „Geistiger Adel“, eine kleine, weniger bedeutende Dorfgeschichte „Das steinerne Kreuz“ und zum Schluß die stimmungsvolle geschichtliche Erzählung vom „Grafen Balduin“, letztere bildet gewissermaßen den Uebergang zu den sechs groß angelegten Geschichtsgemälden, welche sechs Bände einnehmen.

Ehe wir zu den letzten kommen, als den bedeutenderen dieser bedeutenden Schöpfungen, sei es uns vergönnt, ein wenig bei den modernen Romanen Glasers zu verweilen. Zunächst bewahren sie sich inmitten der schwindelerregenden Fülle vielgelesener und beliebter Augenblicksschriftsteller ihre stylistische Eigenart und selbständige Auffassung moderner Lebenszwiespältigkeiten. Man wird niemals an ein

„leiterfremdes“ Vorbild erinnert: weder an die wie Essigsäure wirkende Schreibweise Carl Gutzkow's, mit dem Glaser gar keine Aehnlichkeit hat, noch an den wie Opium betäubenden Prunkstil Friedrich Spielhagen's, oder Berthold Auerbach's spinozistisch überhauchte Sonnenseligkeit. Es ist die sanfte Ruhe, die stille Schönheit, so zu sagen, welcher Glaser selbst bei Schilderung tragischer Zustände nachstrebt.

Dem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, daß Glaser mit seinen modernen Romanen kein eigentlicher Modeschriftsteller werden konnte, wie etwa eine unserer Federheldinnen, deren Handarbeiten einen wunderbar gedeihlichen Absatz gefunden haben: ihm fehlt die pikante Würze, der leichtsinnige Mißbrauch von Fremdwörtern, der bodenlose Unsinn „romantisch“ klingender Wendungen wie etwa folgende: „man hörte immer wieder das Hinseufzen eines toten Blattes, das in den Rasen fiel.“

Und wenn er in seiner Darstellungsweise auch ähnlichen Grundsätzen huldigt wie unser Paolo Heyse, der deutsche Boccaz des äußerlich anständiger sich stellenden neunzehnten Jahrhunderts, so fehlt ihm doch dessen schwüle, Sinnlichkeit. Statt reizende Frühlingssünden verblümt anzudeuten, führt uns Glaser meist in schier chronikenhafter Treue und Gewissenhaftigkeit die betreffenden Thatsachen vor sodaß er niemals frivol wirkt. Der zauberische glanzüppige Farbenfluß Makart'scher Leinewandbeseelung entströmt nicht seiner Feder; er hält es mit Cornelius' Cartonzeichnungsmanier.

Von den vier Romanen aus dem modernen Leben nimmt ohne Zweifel derjenige mit dem Titel „Mit dem Strome“ den letzten Rang ein; ein so buntes, fesselndes Bild er im Uebrigen auch bietet, so genügt er doch mehr dem leichten Unterhaltungsbedürfnisse, dürfte also gerade all

jenen Naturen höchsten und niedersten Standes am Meisten gefallen, die nach des Tages Mühe und Last gerne zu einem Buche greifen, dann aber um Himmelswillen nicht mit Gesellschaftsproblemen noch geplagt sein wollen, mit Sittengeschichte oder gar Metaphysik, wie sie gar der geniale Hamerling mit seiner „Atomistik des Willens“ wieder vorzubringen gewagt hat.

Auf bedeutend höherer Stufe steht das Werk „Aus hohen Regionen“. Die Frankfurter Zeitung, der in literarischen Dingen gewiß Niemand den Vorwurf der Parteilichkeit, der Befangenheit machen kann, der man es natürlich auch nicht verübeln wird, wenn sie reaktionäre Geistesblüten in mephistophelischer Behaglichkeit ein wenig anschwefelt, hat seiner Zeit, beim ersten Erscheinen des Romans, eine ausführliche Besprechung gebracht, aus der folgende Sätze wohl verdienen von neuem gelesen zu werden:

„Zwei Kinder vom fahrenden Zigeunervolke werden durch einen Zufall, wie er selbst in unseren wohlgeordneten Polizeistaaten nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, aus ihrem vagabundierenden Leben herausgerissen und durch wohlwollende Beschützer zu tüchtigen und liebenswürdigen Menschen herangebildet. Dem Mädchen, Gemma, wird es leichter gemacht als ihrem Gefährten, dem jähzornigen Basil. Sie erwirbt sich durch ihre Anmut im Fluge die Liebe einer Prinzessin, die nun über Gemmas ganzes ferneres Leben ihre schützende Hand hält. Der ruhige Zustand, in den sie ein wohlwollendes Geschick versetzt hat, wird nur durch die heftige Neigung des Knaben gestört, der die Trennung von seiner Jugendgefährten nicht ertragen kann und alles versucht, um wieder in ihre Nähe zu kommen. Da es ihm gelingt, sie wieder zu sich zurückzuführen, so bewährt sich die Kraft seiner Leidenschaft

dadurch, daß er selbst seine Freiheit opfert und sich einer ungewohnten Kultur unterwirft, um der Geliebten dereinst würdig zu werden. Ein großes Talent, welches ein Gott in seine Seele gelegt hat, hilft ihm in seinem schwierigen Beginnen, und er wird mit Hülfe freundlicher Gönner bald ein berühmter Musiker und Geiger. Nach mancherlei Verwickelungen und Schicksalsschlägen, und nachdem sich Gemma als die Tochter einer adeligen deutschen Dame und eines italienischen Marchese entpuppt hat, wird dem liebenden Paar endlich das Glück einer dauernden Vereinigung zu Teil.

Die ganze sehr geschickt erfundene und komplizirte Fabel spielt sich auf dem Hintergrunde der hohen Regionen ab, deren Leben und Treiben fesselnd und charakteristisch geschildert wird. Der Verfasser hält sich dabei glücklicherweise von jeder Tendenz fern und begnügt sich unterhaltend zu erzählen. Die verschiedenen Charaktere sind sehr geschickt gezeichnet und treten uns kräftig und lebenswahr entgegen.

Besonders wohlgelungen ist die Figur der Prinzessin Adelheid, die sich resignierend selbst den schwersten Ansprüchen ihres Standes unterwirft, ohne sich aber dadurch dauernd ihren Lebensmut verdüstern zu lassen. Eine junge Prinzessin, die sich den Dolch ins Herz stößt oder in ein Kloster zurückzieht, weil sie den Mann ihrer Wahl nicht heiraten kann, wäre vielleicht romantischer, wahrer ist jedenfalls diese Fürstentochter, die über ihres Herzens Leiden nicht die übrigen, verantwortungsvollen Pflichten vergißt, die das Schicksal ihr auferlegt.

Volles Lob verdient auch die sorgfältige Behandlung der Sprache, deren sich unser gutes Deutsch selbst bei den besten und gefeiertsten Autoren leider nicht immer zu erfreuen hat. Der Stil ist klar und durchsichtig, die Steigerungsmittel

des Ausdrucks sind mit maßvoller Oekonomie zur Anwendung gebracht und verfehlen deshalb nirgends ihre Wirkung."

Nicht minder fesselnd sind die „Weiblichen Dämonen", deren Titel die Absicht nicht klar genug verrät.. Das Wort „Dämon" ist in diesem Falle nicht in modernem Sinne zu nehmen. Es handelt sich um einen bösen und einen guten weiblichen Dämon, die einerseits verderbenbringend und auf der anderen Seite in echt weiblicher Hingebung erlösend wirken. Ein ganz seltsames Wesen ist die Angelika, ein, wie Wechsler sagt, kleines, verbildetes Wesen, das durchaus von der idealen Absicht beherrscht wird, eine fürstliche Maitresse zu werden, gewiß sonderbar, aber bei unseren modernen, nicht aus Paul Lindau's Zeuskopf entsprungenen, sondern wirklich „armen Mädchen" der Großstadt kein so unverständlicher und unsympathischer Gedanke mehr.

Es hält schwer, die sehr verwickelte Handlung dieses Romans, gleichsam sauber vorgeschnitten mit dem großen Zerlegemesser, den Lesern vorzusetzen. Was Carl Gutzkow ein unklaren Worten und doch richtig gefühlt, im Gegensatz zu dem Lessing'schen Nacheinander, vom modernen Nebeneinander im Romane forderte, wird uns hier als gelöstes Problem vorgeführt: Wir haben nicht mehr einen Haupthelden, der als solcher nur noch in das Drama gehört, sondern unsere Teilnahme wird für eine Fülle von Personen in Anspruch genommen., die kommen und verschwinden. Gegen diese Art von Technik wird sich gewiß nichts einwenden lassen; ja wer eben modernes Leben schildern will, so wie es dem Weltmenschen sich zeigt in seinem Durcheinander von Hoch und Niedrig, der wird zu ihr greifen müssen, nicht bloß vom sittengeschichtlichen Standpunkte aus, sondern auch, oder vielmehr vom rein ästhetischen.

Die „Magdalene ohne Glorienschein“ berichtet von den Schicksalen eines armen verführten Mädchens, das nach einem Leben voll Arbeit und Entsagung, als der sogenannten strafenden Gerechtigkeit des Himmels, noch auf Erden das ersehnte Paradiesesglück umfangen darf, den Mann, ohne den ja nun einmal hienieden das weibliche Wesen nur die bekannte „Hälfte“ bleibt. Zugleich bietet sie ein Bild der Dienstbotentreue, die auch in modernen Tagen noch nicht ganz zur Fabel geworden ist, wie es gleichfalls die von Frau Lina Morgenstern gestifteten Dienstmädchenorden beweisen.

Sehr fein ist der Zug, daß ein Knabe, das Mußeerzeugnis eines talentlosen Malers, eine epische Vorahnung von Willy Janikow in Sudermanns „Ende“, zeitig stirbt, sodaß die Mutter sich verheiraten kann: keine schattende Erinnerung an trübselige Tage fällt nun mehr auf ihre sonnige Ehe.

Die Geschichte solcher armen, mit in eine Arbeiterehe hineingebrachten Jungfernkinder, deren Väter meist reich gewordene, meineidsfähige Schufte und Urkundenfälscher sind, wäre ein dankbarer Vorwurf für unsere heutige Zeitstimmung und würde gerade für Glasers Anlage besonders vielversprechend und wirkungsvoll ausfallen, da er Licht und Schatten gerecht zu verteilen versteht, nicht dem mittelalterlichen Sprichwort huldigend: Westphalus est sine pi, sine pu, sine con, sine veri!*)

Denn auch bei ihm schimmert überall die Grundansicht hindurch, daß all die menschlichen Sünden der Gegenwart nicht auf einer Verrenkung oder Verlotterung gesellschaftlicher Zustände und Einrichtungen beruhen, daß vielmehr das ganze Weltleid ein bedeutend helleres Antlitz zeigen würde, wenn zunächst der Mensch selber als homo

*) Bekanntlich ist gerade das Gegenteil wahr.

sapiens — noch ist er ein rapiens! — erst seinen Leidenschaften einen kleinen Zügel von Hanf oder Eisen anlegen wollte: und dieser Zügel kommt nicht aus der Werkstätte der Dogmenbesitzer, deren Brot ein harter Stein, deren Reichtum eine Handvoll Schatten ist, sondern allein die fortschreitende Bildung, allein die Humanität kann den Menschen auf eine sittlich höhere Stufe bringen, wie sie es denn auch im Laufe der Jahrhunderte gethan hat und weiter thun wird, während Griechenland, Süditalien und Spanien uns zeigen, was die herrschende, sogenannte Religion allein zu erhalten vermag: die Dummheit und mit ihr halbtierische Rohheit. Schon Platen, der Adlige, sang 1835:

Aus jenen schönen Stirnen keimt
Nie ein Gedank' empor:
Auf jede hat ein Brett geleimt
Der schnöde Pfaffenchor . .
Schön ist die Fabel, die allein
Als Fabel gilt dem Sinn,
Doch wenn sie Wahrheit möchte sein,
Dann wird sie Mörderin! —

Besonders fesselt der Inhalt der „weiblichen Dämonen“. Eine kleine Stadt, ein kleiner Fürstenhof wird uns da vorgeführt, mit all seinem Rat und Unrat, mit all jenen „stillen Vergnügen“, die bekanntlich nach Heine auch in Deutschland blühen. Da kommen Szenen vor, deren Wiedergabe kritisch unmöglich ist und die doch niemals frivol wirken, wie etwa Geschichtchen von Catulle Mendès. Der Charakter des bösen weiblichen Dämons, einer verheirateten Frau aus den höheren Gesellschaftskreisen, ist mit einer geradezu unerschrockenen Ehrlichkeit bis in seine kleinsten Züge wiedergeben: und in der That, bei der Darstellung solcher moralischen Häßlichkeit, die nun einmal der Romanschriftsteller als Schilderer seiner

Zeit nicht übersehen darf, empfindet man blos befreiendes Gegenmoment, daß der Dichter durch die Kunst anspruchsloser Darstellung auch diese Abgründe perverser Moral poetisch zu erklären vermag. Und wie schön ist dazu wieder in Gegensatz gebracht die Liebe eines Halbblinden zu einem stillen Mädchenwesen, dem guten „weiblichen Dämon“.

Zeigt sich Glaser in seinen modernen Romanen schon als bedeutender Erzähler voll poetisch anschaulicher Gestaltungkraft, so tritt diese noch glänzender in Erscheinung in der zweiten Reihe seiner Romane, den sittengeschichtlichen Gemälden aus vergangenen Tagen, wobei man leicht wieder zwei Gruppen unterscheiden kann.

Zur ersten minder bedeutenden Gruppe gehören die Werke: „Ein Seelenfreund“, „Der Hausgeist der Frau von Estobal“ und „Das Fräulein v. Villecour“ zur zweiten in aufsteigender Linie die „Wulfhilde“, „Cordula“ und „Schlitzwang“. In letzterem Werke erblicke ich überhaupt den Höhepunkt von Glasers künstlerischem Schaffen. Ich glaube, den Mund nicht zu voll zu nehmen, wenn ich behaupte, daß man den „Schlitzwang“ getrost neben Scheffels „Ekkehard“, Freitags „Nest der Zaunkönige“ und Hamerlings „Aspasia“ stellen darf. Das hat seiner Zeit auch der äußere Erfolg bewiesen, der freilich nicht immer maßgebend ist, aber manchmal doch mehr, als edle Rezensenten, die auch einmal gemimt und geverselt haben — long, long ago! — zugeben wollen!

X.

Als Georg Ebers und Felix Dahn so recht en vogue waren erhob sich bekanntlich ein gewaltiger Sturm gegen den geschichtlichen Roman als solchen. Statt die dichterischen Leistungen dieses edlen Brüderpaares „in Apollos Fichtenhainen“ genauer unter die Lupe zu nehmen, wurde einfach die ganze Kunstgattung als eine Mißgeburt angesehen, ein höllischer Wechselbalg, dem man gleich beim Erscheinen das flackernde Lebensflämmchen ausblasen müßte. Das Unwetter hat sich ausgetobt, ein dunkler Sturm im Tintenglase. Selbst die Naturalisten haben sich auf die Thatsache besonnen, daß sogar ein Mann wie Flaubert eine *nicht* verächtliche „Salambo“ geschrieben, von der „Tentation“ zu schweigen, daß Tolstoi in seinem „Krieg und Frieden“ doch auch ein so zu sagen machtvolles Epos in Prosa gedichtet. Und hat die jüngste Deutsche Dichterschule in ihrer Mitte nicht auch in Wilhelm Walloth einen glänzenden Vertreter der geschichtlichen Erzählung aufzuweisen? In der Kunst kommt eben alles allein auf das Wie an. Auch heute noch halte ich die Ausführungen berechtigt, die ich seiner Zeit beim Erscheinen von Ernst Ecksteins „Prusias“ machte. Trotz ihrer etwas überschwänglichen Form mögen sie hier von Neuem eine Stelle finden:

„Wenn es dem Dramatiker gestattet ist — manche Salonkritiker wollen ihm freilich auch dies nicht mehr erlauben! — die Helden, die Träger seiner Ideen, da zu nehmen und festzuhalten, wo sie ihm just begegnen, in allen Ländern und Zeiten, warum sollte die gleiche Freiheit dem epischen Dichter verwehrt sein? Woher kommt das Vorurteil gegen den „historischen" Roman? Weil eben zu viele Unberufene — namentlich kleine, weiße Frauenhände! — sich an Aufgaben wagten, welchen sie nicht gewachsen waren und — leicht erklärbar — nie gewachsen sein werden. Es läßt sich nicht ergründen, weshalb ein Roman, der in der Gegenwart spielt, einen höheren ästhetischen Wert beanspruchen sollte, als derjenige, dessen Inhalt der Vergangenheit angehört. Was ist „Gegenwart?" Wird nicht im Handumdrehen, im Verlaufe einiger Jahrzehnte jeder Roman „historisch"? Ist vielleicht, ohne eine Mitgabe historischer Betrachtungsweise, der lange Werther mit dem blauen Frack und der gelben Weste, dessen Tode selbst „gesetzte" Männer seiner Zeit ganze Thränenmeere nachweinten, ist der vielleicht uns verständlicher und sympathischer als die Thätigkeit eines Perikles, die Erscheinung des „schwarzen" Tejas oder das Wollen des Spartacus? Ja? Nein.

Wie im Staatsleben, in der Politik, ist auch in der Kunst die Persönlichkeit alles. Gewiß, der Dichter, wenigstens der echte, deutsche Dichter denkt auch auf seine Mitlebenden zu wirken, aber doch in anderer Weise als z. B. ein Reichstagsredner ... Die Tiefe, die Bedeutsamkeit der „poetischen Idee" allein ist es, welche die Schöpfung des Geistes erst zu einem Kunstwerke erhebt, und zwar mit solcher „Kunstwahrheit" — Goethe — ausgeführt, daß sich vor der Phantasie des ästhetisch Genießenden eine zweite Welt aufbaut, klar erscheinend und

trotzdem ihn wieder so sphinxhaft anschauend, wie diejenige, in welcher der arme Sterbliche wandelt und handelt."

Wer diesen Standpunkt innehält, der wird auch Glasers geschichtlichen Romanen gerecht werden; wer es nicht thut, möge Sand fahren oder in Getreide handeln, aber den kritischen Tomahawk liegen lassen.

Von den drei zur ersten Gruppe gehörigen Werke nimmt der „Seelenfreund" vielleicht den untersten Rang ein. Es handelt sich um eine einfache Liebesgeschichte, um den jungen, einst berühmt werdenden Andreas Schlüter. In das idyllisch angelegte Bild ist die Tragödie einer jungen Jüdin verflochten, wie denn der Hauptreiz auf der Darstellung jüdischen Lebens zu Amsterdam beruht. Später tritt dafür die Schilderung des Treibens der Jesuiten in ihrem Staate Paraguay und darauf der Streit um die polnische Königskrone ein, alles in möglichst objektiver Behandlung.

Auch über die beiden anderen Werke: „Das Fräulein von Villecour" und „Der Hausgeist der Frau von Estobal" können wir rasch hinweggehen; dort die Geschichte einer Enkelin aus dem hohen Fürstenhause von Rohan, die Aussicht hat, als Hexe verbrannt zu werden, und die sich nach mannigfach wechselnden Schicksalen verheiratet mit einem talentvollen jungen Musiker, Peter Lohmann geheißen. Frau v. Estobal, in der Zeit Napoleons und der Restauration spielend, hat es mit Aufdeckung eines spiritistischen Schwindelkunststückes zu thun, ist also schon modern im gewissen Sinne. Hier begegnet uns wieder eine Fülle idyllischer Bilder, wir machen auch die Bekanntschaft mit dem berühmten französischen Maler Ary

Scheffer, aus dessen Pinsel bekanntlich der deutsche Gretchentypus in französischer Beleuchtung geflossen ist.

Unendlich bedeutender ist in der zweiten historischen Romangruppe das Werk „Wulfhilde", welches in dieser Reihe wieder den letzten Platz einnimmt. Es handelt sich hier um die Schicksale eines im Elend aufgewachsenen Fräuleins, das einen jungen, künstlerisch veranlagten Ritter liebt, dessen Mutter schmählich ermordet worden ist. Um die ganze Schönheit dieses Werkes mit seiner reichbewegten Handlung völlig zu genießen, muß man sich Zeit und Mühe nicht verdrießen lassen, es selber zu lesen. Eine trockene Inhaltsangabe kann in diesem Falle nur den Flügelstaub von einer schillernden Falterschwinge wiedergeben.

Wenn einst Tieck das Mittelalter mit den Worten heraufzubeschwören suchte:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält —

so folgt Glaser in seiner „Wulfhilde" mehr der wissenschaftlich begründeten Ansicht eines Germanisten, daß das Mittelalter „eine Nacht voll Sternen" sei. Glaser verschweigt durchaus nicht die Schattenseiten jener glänzenden Zeit ritterlicher Abenteuer. Gerade dadurch wird auch der ästhetische Wert dieses sittengeschichtlichen Zeitgemäldes gehoben, denn bei Werken dieser Art darf der Leser verlangen, daß neben der Schönheit in erster Linie die Wahrheit nicht verletzt werde! Und die Treue des „kulturhistorischen Kolorits" beruht durchaus nicht auf sogenannten Konventionen.

Groß und bedeutend im Goethe'schen Sinne ist „Cordula", ein geschichtlicher Roman, der freilich nicht für junge, halbreife Mädchengemüther geeignet ist, der aber

einen ungefärbten Einblick in die Zeit der Reformation und zumal des Wiedertäuferreiches zu Münster gewährt. Die Heldin ist eine jener überseelenvollen Lurley's, die niemals den passenden Mann finden können, schließlich kommt unsere Cordula sogar in den Harem des halbverrückten holländischen Schneiders Jan Bockelson, des Königs von Sion in Münster; zum Abschluß solchen Erdenwandelns à la „Courage" von Grimmelshausen gelangt sie in ein anrüchiges Haus, wo der Bruder sie trifft, kurzen Prozeß mit ihr macht und sie einfach über den Haufen schießt — man sieht, dieser Sorte von Weltweibern gegenüber steht der Verfasser auf dem Standpunkt patriarchalischen Moslemimentums. Kolorit und Stimmung jener wirrsalreichen Zeit sind hier besonders getroffen. Bezeichnend für Glasers Achtung vor der Wahrheit der Geschichte ist es, daß er unternommen hat, den bekannten Jan von Leiden so zu zeichnen, wie er aus der Zeit angeschaut und nachempfunden werden muß. Man empfängt den Eindruck, daß Glaser, ehe er an die Abfassung dieses geschichtliches Sittenromans ging, gründliche Quellenstudien gemacht hat. Nirgends ist ein Hineintragen sogenannter moderner Züge zu verspüren. Und liegt denn auch diese Zeit uns schon so fern? Haben nicht manche Gräuelthaten der Pariser Commune, trotz ihres politischen Charakters, schon ihr Vorbild in dem Gebahren dieses „Königs von Sion", in dem sich religiöser Wahnsinn, Eitelkeit, Wollust und Grausamkeit vereinigten?

Und nun kommen wir zu der Krone aller Glaser'schen Leistungen, zum „Schlitzwang". Ist uns bei dieser lohnenden, ästhetischen Bergfahrt zu immer lichteren Höhen etwas der Odem ausgegangen, so ruhen wir ein wenig aus und lassen einmal einen anderen reden.

Beim Erscheinen der Dichtung, die, wie gesagt, seiner Zeit berechtigtes Aufsehen erregte, äußerte sich ein weiser und gerechter Richter also in der Nationalzeitung:

„Seit Gustav Freitag mit seinen „Ahnen“ in weiteren Kreisen Neigung und Teilnahme für die Anfänge unserer Geschichte und Kulturentwickelung erweckt, ist mehr als ein Erzähler diese Pfade ihm nachgegangen. Der Dichtkunst ist eben jeder Stoff willkommen, und wenn man uns mit größerem oder geringerem Talente heute die Zustände des ägyptischen Pharaonenreiches, morgen die des amerikanischen wilden Westens schildert, warum sollte ein Kundiger und Berufener es nicht versuchen, Bilder unseres eigenen Volkslebens aus alten Zeiten uns vorzuführen? Er hat wenigstens das eine für sich, daß der Grund seines Empfindungslebens mit dem seiner Helden übereinstimmt. Welche Wandlungen auch die Seele unseres Volkes durchgemacht, noch heute können wir ihren ersten Regungen nachspüren.

Ein neues Buch dieser Art liegt in Adolf Glasers „Schlitzwang“, einem Roman aus dem achten Jahrhundert, vor. Im leichten Fluß der Rede schildert uns der bekannte, liebenswürdige Erzähler die innere Entwickelung und die äußeren Schicksale eines jungen Sachsen aus der Zeit der Kämpfe seines Stammes mit dem großen Frankenkönig Karl. Den Namen Schlitzwang führt schon der Knabe von einer Wunde, die ihm ein junger Adliger mit der Reitgerte geschlagen. Von einem christlichen Sendboten lernt er die Grundlehren des Christentums und die Kunst des Schreibens kennen. Als Schreiber kommt er nach dem Märtyrertode seines Lehrers auf die Burg eines sächsischen Edelings, in dessen Tochter er sich verliebt. Grausam von dem hochmüthigen und wilden Adeligen behandelt entflieht er

und gelangt nach manchen Abenteuern in das Kloster zu Fulda. Hier erfaßt ihn mächtig der Gedanke, seinem Stamme die Geschichte des Heilands in einer Art Heldengedicht zu erzählen.

Der Abt sendet ihn, damit er sich zu einer so bedeutsamen, schwierigen und mühevollen Arbeit besser vorbereiten kann, an den Hof des Königs Karl. Durch die Anmut seines Wesens, den Schwung seines Geistes gewinnt Schlitzwang die Freundschaft Eginhards, das Vertrauen Karls. Er wird zu wichtigen Sendungen gebraucht, macht die Bekanntschaft von mancherlei Menschen und Sitten, zieht mit dem König und den Frankenhelden nach Spanien, sieht endlich seine Geliebte Edith wieder, schützt sie vor der Rohheit plündernder Krieger und wird ihr Gatte und der Dichter des altsächsischen Liedes vom „Heliand", dem Himmelskönige und dem Heiland der Welt.

Der Hintergrund, auf dem diese einfache und gemütvoll vorgetragene Geschichte sich abspielt, ist eigentlich die Hauptsache in der Dichtung: die treffliche Schilderung des sächsischen Landes und seiner Menschen, der wirksame Gegensatz des Heidnischen und Christlichen, hier die Burg im einsamen Walde, dort das Kloster mit seinem lieblichen Garten und die Pfalz des Königs. Eine Fülle solcher Bilder rollt sich vor uns auf; das abenteuerlich wilde Fest der Sachsen auf dem Brocken, der Zug der Gauklerbande, das Waldleben des Einsiedlers und der verstoßenen Tochter des Grafen mit ihrem kleinen Kinde, die Volksversammlung der Sachsen bei Paderborn, der Hof des Königs mit seinen Helden und Frauen, seinen Gelehrten und Hofleuten.

Sagenhaftes und Geschichtliches, Roland, die Schlacht bei Ronceval, die Liebe Emma's und Eginhards sind gefällig mit Schicksalen Schlitzwangs verschlungen; heroisch

und bedeutsam in wohlgelungener Charakteristik hebt sich aus allen Ereignissen, inmitten aller Figuren die Gestalt Karls des Großen hervor. Geschickt weiß der Verfasser die Rede seiner Helden, ihre Gespräche, ihre Gedanken und Empfindungen im Kreise ihrer Zeit und Bildung zu halten, nur daß hier und dort einmal der moderne Zug ein wenig zu scharf sichtbar wird. Das Ganze ist eine durchaus anmutende Lektüre, ein deutsches Buch!"

Und auch ein anderer hat Recht, wenn er sagt, „die Idee, die Geschichte der Abfassung des Heliand ist großartig, das Buch kann sich getrost mit den besten Bänden der Ahnen messen" — noch mehr sogar, mit Meister Josephus' „Ekkehard". —

Mit wenig Gepäck kommt man auf die Nachwelt, soll nochmals mit dem Spötter von Ferney wiederholt werden. Nach langer ehrenvoller Thätigkeit hat Glaser, nachdem er ins siebente Jahrzehnt seines Lebens gekommen ist, in den „Gesammelten Schriften", in nur zwölf gediegenen Bänden die Summe seines künstlerischen Schaffens gezogen. Mag sein, daß folgende Jahrzehnte diese Summe noch verkleinern, mag mit dem Hereinbruch der bekannten literarischen Sündflut noch mehr fortgerissen werden, aber mindestens noch ins zwanzigste Jahrhundert wird von Glasers Lebenswerk hineinleuchten dieser eine „Schlitzwang", der blauäugige Niedersachse, der Dichter des „Heliand".

Wenn Auerbach, Gutzkow, Spielhagen, Freitag und Frenzel namenlose Schatten geworden sind, dann, und nicht eher, wird auch Glasers Name unter ihnen sein. Und wann das ist? Das weiß Niemand. Selbst kein Nachkomme von Jeremias oder der Hexe von Endor! Bis

zu seinem Tode jedoch darf auch Glaser die alten Horazischen Worte sich trostvoll umklingen lassen:

Non omnis moriar!

*   *
*

Schließen wir damit unseren Gegenstand. Es hat dem Verfasser Freude gemacht, sein bescheidenes Lorbeerblättchen in den Kranz zu fügen, zu dem schon andere und größere beigetragen haben, ich erinnere nur, denen ich wegen ihrer Vorarbeiten zu Dank verpflichtet bin, an Ernst Wechsler und Adolf Kohut, den Verfasser der „modernen Geistesheroen“.

Erhebend war mir es für etwas Edles und Großes eine Lanze einzulegen. Konnte ich vielleicht mehr sagen? Oder habe ich zu wenig gesagt? Vollführ' es ein anderer denn, der größere Kraft dazu in sich fühlt, — mehr guten Willen und Liebe kann er sicherlich nicht mitbringen.

Hoffen wir aber, daß diese zwölf Bände noch nicht das völlige Schweigen Glasers bedeuten: in alten Zeiten des Heidenthums hat Sophokles und in den neuesten der Naturwissenschaften hat Goethe bewiesen, daß man noch mit sechzig, siebzig, ja achtzig Jahren Bedeutendes schaffen kann, wenn nur, höchst ernst und wissenschaftlich genommen, das Herz gesund ist!

Verlag von **Wilhelm Friedrich**, K. R. Hofbuchhändler in **Leipzig**.

Gesammelte Schriften

von

Adolf Glaser.

12 Bände in 8°. Inhalt: Ein Seelenfreund. — Mit dem Strome. — Das Fräulein von Villecour. — Eine Magdalene ohne Glorienschein. — Cordula. — Weibliche Dämonen — Geistiger Adel. — Der Hausgeist der Frau von Estobal. — Wulfhilde. — Aus hohen Regionen. 2 Bde. — Schlitzwang.
Preis brosch. Mk. 24.—, eleg. geb. Mk. 36.—.

Es ist ein Bild ruhiger Beschaulichkeit, strengster Pflichterfüllung und tüchtigen, redlichen Schaffens, das sich uns in Adolf Glaser verkörpert; jene nervöse Unruhe, jenes Haschen nach Erfolg und Spielen mit dem Glück, das mehr oder weniger jede litterarische Laufbahn begleitet und oft den Streber von dem Strebenden, das Talent von dem Dilettanten, das wühlende Genie von dem tastenden Talente kaum unterscheiden läßt, hat Glaser's Wirken und Schaffen niemals berührt und beeinträchtigt. Ruhig und sicher ist er in die Litteratur eingetreten und hat im Laufe der Jahre nach ehrlicher, unentwegter Arbeit jene Geltung unter seinen Kollegen, jene Stellung in der Litteratur erreicht, die ihn stolz auf sein bisheriges Leben zurückblicken lassen.

☞ Glaser's Leben und Werke sind eingehend geschildert in der im Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienenen Broschüre:

Adolf Glaser.

Von

Oskar Linke.

Mit Glaser's Porträt.

5 Bg. 8°. Preis 75 Pf.

(Die Moderne Litteratur in biographischen Einzeldarstellungen. Heft III.)

Von Adolf Glaser's Schriften sind einzeln zu haben:

Geistiger Adel

und andere Novellen.

Preis brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Mit feurigen Zungen wird hier gepredigt, daß die Gewalt des Geistes über alles gehe, über allen Glanz, allen Adel, alle Tradition, und daß er jede äußerlich hohe, aber innerlich hohle Würde niederringe. Hier entfaltet Glaser voll sein bedeutendes Gestaltungstalent, und stellt zwei interessante Naturen in den Vordergrund der Handlung: Fanny, ein adliges Fräulein, das die Not zwingt, Nätherin zu werden und ihre Abstammung zu verleugnen, und Wehrfeld, einen geistig hochbegabten Handwerker, der sich in das Mädchen glühend verliebt. Fanny findet jedoch durch einen Zufall bei der Baronin Kittwald, einer guten Freundin ihrer toten Mutter, herzliche Aufnahme und kommt dort, in der neuen Umgebung im Glanz und Überfluß, zum Bewußtsein ihrer eigentlichen Lebensstellung, sie bildet sich rastlos aus und entfernt sich dadurch immer mehr und mehr von dem unter ihr stehenden geliebten Jugendfreunde Wehrfeld. In einer stürmischen Scene verabschiedet sie sich von ihm: sie könne unmöglich einem Handwerker ihre Hand reichen. Fanny lernt aber bald erkennen, daß in den höheren Kreisen nicht jene höheren Mächte des Gemütes und Geistes walten, nach denen sie sich zeitlebens gesehnt. Prachtvoll schildert Glaser die Hohlheit, Heuchelei, Rohheit und Gemeinheit vieler Adligen. Fanny gerät in einen heftigen Konflikt mit der Baronin, verachtet und mit Hohn bedeckt muß sie aus dem Hause. Nach Jahren kehrt Wehrfeld als berühmter Künstler heim und die beiden finden sich und gehören einander fürs Leben. Verschmähte Liebe machte ihn zum großen Künstler und sein strahlender Ruhm zog Fanny zu ihm empor.

Der Hausgeist der Frau von Estobal.

Roman.

Preis brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Dieser Roman fesselt vor allem durch zwei Dinge: durch die Vorführung des jüdischen Lebens in Holland und die Entlarvung eines spiritistischen Schwindels. Die Erzählung spielt zur Zeit Napoleons I. und zeigt besonders, welch' scharfer Beobachter der höheren Kreise Adolf Glaser ist. Der Roman ist ein vielseitiges, reichhaltiges, erschöpfendes Spiegelbild des Lebens im größten Stile, dessen besondere Feinheiten der Menschenkenner am besten zu würdigen verstehen wird.

Verlag von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig.

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.